

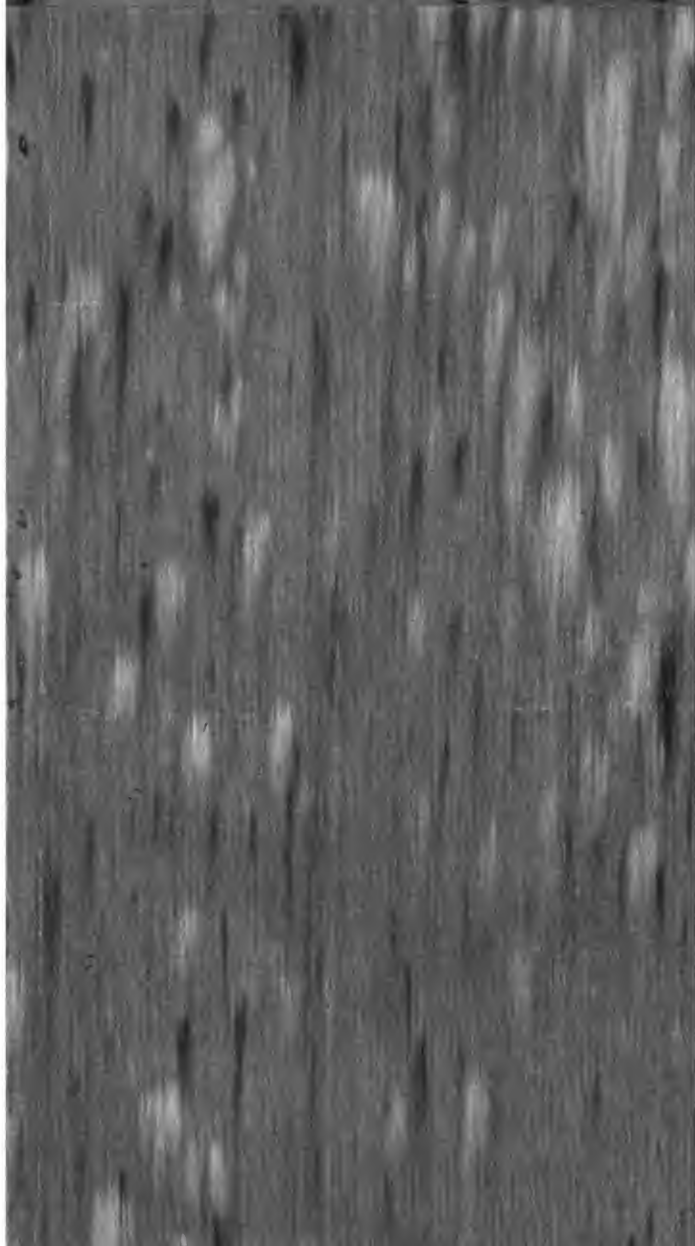


# *Frauenleben*

Hanns von Zobeltitz

LIBRARY  
OF THE  
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

*Class*







# Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

IX

Die Jungfrau von Orleans

Bielefeld und Leipzig  
Verlag von Velhagen & Klasing  
1906.

Die  
**Jungfrau von Orleans**

von

**Charlotte Lady Blennerhassett**

Mit fünf Kunstdrucken



**Bielefeld und Leipzig**  
**Verlag von Delhagen & Klasing**  
**1906.**

1873-74  
F. 1  
49

GENERAL

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

## Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<u>Einleitung: Der Hundertjährige Krieg . . . .</u>	<u>1</u>
<u>Erster Teil.</u>	
<u>Die Sendung von Johanna d'Arc.</u>	
<u>Domremy . . . . .</u>	<u>15</u>
<u>Daucouleurs . . . . .</u>	<u>33</u>
<u>Chinon . . . . .</u>	<u>45</u>
<u>Poitiers . . . . .</u>	<u>51</u>
<u>Das Zeichen des Königs . . . . .</u>	<u>59</u>
<u>Die Befreiung von Orleans . . . . .</u>	<u>71</u>
<u>Zweiter Teil.</u>	
<u>Die Kriegszüge von Johanna d'Arc.</u>	
<u>Der Feldzug an der Loire . . . . .</u>	<u>95</u>
<u>Reims . . . . .</u>	<u>107</u>
<u>Paris . . . . .</u>	<u>116</u>
<u>Der Rückzug an die Loire . . . . .</u>	<u>124</u>
<u>Compiègne . . . . .</u>	<u>134</u>
<u>Dritter Teil.</u>	
<u>Das Martyrium von Johanna d'Arc.</u>	
<u>Die Gefangenschaft . . . . .</u>	<u>141</u>
<u>Rouen. Das öffentliche Verhör . . . . .</u>	<u>151</u>
<u>Das Verhör im Kerker . . . . .</u>	<u>169</u>
<u>Die Artikel der Anklage . . . . .</u>	<u>179</u>
<u>Das Urteil. Der Widerruf . . . . .</u>	<u>190</u>
<u>Die Retraktation. Der Feuertod . . . . .</u>	<u>198</u>
<u>Die Rehabilitation von Johanna d'Arc . . . .</u>	<u>209</u>

# Die Jungfrau von Orleans.



## Einleitung.

**E**in junger Königssohn, von den Seinen ver-  
raten, von der eigenen schlimmen Mutter um  
sein Erbe betrogen, arm, flüchtig, ratlos und  
verlassen — ein unwissendes, den Menschen un-  
bekanntes Kind aus dem Volke, das, das Schwert  
in der schwachen, jungfräulichen Hand, Krone und  
Reich zurückzugewinnen verheißt, wenn der König  
ihm nur Glauben schenken und ein guter Fürst  
sein will, und das vollbringt, was sie verheißten  
hatte: Sind das etwa nicht Gestalten aus der gol-  
denen Märchenzeit, wie Kinder sie mit frommen  
Glauben an eine Welt belauschten, in der alles  
sich zum Guten wendet? Sie hören und freuen  
sich, diese Kinder, bis der Schlaf ihnen die müden  
Augen zudrückt und in Träumen weiterspinnnt,  
was sie wachend vernahmen.

Einmal und nicht wieder wurde das Märchen  
zur Tat, der Traum zur Wirklichkeit. Ein  
ganzes Volk hat sie erlebt. Sie ist so gut be-  
glaubigt wie irgendein anderes historisches Ge-  
schēhnis, vor oder nachher. Auf dem erhellensten  
Grunde einer bis ins kleinste erforschten, aus  
vergilbten Urkunden wieder erweckten Vergangen-

Blennerhassett, Jungfrau von Orleans.

heit tritt die Gestalt der Jungfrau von Orleans in die Erscheinung. Der Kranz der Legende liegt entblättert der Retterin des Vaterlandes zu Füßen; dem sie umgebenden Zauber des Außerordentlichen hat die Wahrheit nichts von seinem geheimnisvollen Glanz genommen. Der Geschichte muß die Dichtung lauschen, soll sie ihre Heldin nicht verkleinern —

„Denn wenn im Kampf die Mutigsten verzagen,  
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,  
Dann wirfst du meine Oriflamme tragen  
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,  
Den stolzen Überwinder niederschlagen . . .  
Errettung bringen Frankreichs Heldensohnen  
Und Reims befrei'n und deinen König krönen.“









**Die Jungfrau von Orleans.  
Standbild von E. Frémiet in Paris.**





## Der Hundertjährige Krieg.

Die erbliche Thronfolge, glückliche Kriege, Heiraten und Verträge ermöglichten klugen und tatkraftigen Herrschern die Begründung der französischen Monarchie. Ende des zehnten Jahrhunderts standen ihr 55 unabhängige Fürsten gegenüber. Unter den letzten Königen aus dem Geschlecht der Kapetinger zählte man nur noch die vier Hauptlehen: Flandern im Norden, Burgund mit Artois im Osten, Bretagne im Westen, Guyenne im Süden. Durch einen Zufall, der sich dreimal in der Geschichte Frankreichs wiederholte, starb die Dynastie Hugo Kapets 1328 mit drei Brüdern aus. Der zweite dieser Brüder, Philipp V., ließ durch seine Generalstaaten das fälschlich als salisches bezeichnete Recht der männlichen Nachfolge durch die Erklärung anerkennen, daß nach französischem Gesetz und Brauch Frauen von der Thronfolge ausgeschlossen seien. Infolgedessen sukzedierte Philipp, Graf von Valois, der Nefte Philipps IV. des Schönen. Dessen Tochter Isabelle, die Witwe und mutmaßliche Mörderin des englischen Königs Eduard II., erhob aber jetzt Ansprüche zugunsten ihres Sohnes Eduard III.

Dieser Erbe des Hauses Anjou-Plantagenet blickte auf die Größe eines Fürstengeschlechtes

Das Unheil aber brach über Frankreich herein, als nach dem frühen Tod Karls V. sein unmündiger Sohn Karl VI. der Vormundschaft ehrgeiziger Nebenbuhler verfiel. Nachdem vier Jahre nach seinem Regierungsantritt, 1392, die ersten Anfälle des Wahnsinns den Geist des jungen Königs umnachteten, stritten Philipp der Kühne, Herzog von Burgund, sein Onkel, und Ludwig, Herzog von Orleans, Karls Bruder, um die Herrschaft über das Reich. Philipp war der Lieblingssohn des Königs Johann von Frankreich. Bei Poitiers hatte er dem Vater das Leben gerettet und dieser ihm das durch Erbschaft ihm zugefallene Herzogtum Burgund zu Lehen gegeben. Durch Heirat gewann Philipp Flandern dazu und jetzt behauptete er einen ebenbürtigen Rang unter den Monarchen der Christenheit. Soweit es mit seinen eigenen Interessen sich vertrug, wahrte er jene seines Bruders Karl V. und seines Neffen Karl VI. Sein 1404 erfolgter Tod war ein Unglück für die Monarchie, denn der Sohn und Nachfolger, Johann ohne Furcht, steigerte den Gegensatz zum glänzenden, schönen und ehrgeizigen Herzog von Orleans, dem Verbündeten der bayrischen Gemahlin des unglücklichen Karl VI., Isabeau, zur unveröhnlichen Feindschaft, ließ den Herzog 1407 in einer Straße von Paris zu nächstlicher Weile meuchlings ermorden und entfachte durch diese Bluttat den Bürgerkrieg.

Sie blieb ungesühnt bis zum Zeitpunkt, wo

der Sohn des gemordeten Herzogs 1410 die Tochter des streitbaren und mächtigen Grafen von Armagnac heiratete und dieser an die Spitze der Partei Orleans trat.

Von da an warben diese zwei sich bekämpfenden Parteien, Armagnacs und Bourguignons, um das englische Bündnis.

In England hatte inzwischen die Dynastie gewechselt. Durch Beschluß des Parlaments war 1399 der Enkel Eduards III., König Richard II., abgesetzt und sein Vetter Heinrich von Lancaster zum König gewählt worden. Heinrich IV. soll bei seiner Thronbesteigung geschworen haben, die kriegerischen Taten seines Großvaters zu überbieten. Die Befestigung seiner bestrittenen Herrschaft ließ ihm dazu nicht Zeit, aber den Schwur löste sein Sohn Heinrich V., Shakespeares zukünftiger Lieblingsheld, ein. Ihm versprach der Herzog von Burgund seine Tochter zur Ehe und gewann mit englischer Hilfe einen Sieg über die Armagnacs. Vergeblich bot 1415 der nunmehrige Herzog von Orleans dem jungen König die Hand von Karls VI. Tochter Catharina und die Rückgabe alles dessen an, was England in Gouenne und Poitou beanspruchte. Heinrich V. verlangte, wie sein Ahnherr, die französische Krone und landete am 13. August 1415 an der normannischen Küste. So begann die zweite Invasion Frankreichs.

Am 25. Oktober begegnete Heinrich V. dem in Eile zusammengebrachten königlichen Heer

von 50 000 Mann zu Azincourt und vernichtete es vollständig. Unter den 7000 Getödeten oder schwer Verwundeten befanden sich die Herzöge von Alençon und von Bar, unter den Gefangenen der Herzog von Orleans. Die Blüte des französischen Adels, über hundert Prinzen und Große der Krone, meist Armagnacs, bedeckte mit ihren Leichen das Schlachtfeld. Der Sieg war entscheidender wie jener von Crécy. Heinrich hielt sich von Gott berufen, Frankreich für seine Laster zu züchtigen. Die Erwartungen, die er auf den tödlichen Haß zwischen Armagnacs und Bourguignons und die Intrigen am Hof Karls VI. setzte, erfüllten sich vollständig.

Königin Isabeau, die Mutter von zwölf Kindern, verband sich, die Regentschaft beanspruchend, mit dem Herzog von Burgund, der sie aus ihrer Verbannung nach Paris und zum König zurückbrachte. Ein fürchterliches Blutbad, bei welchem der Graf von Armagnac selbst umkam, begleitete ihren Einzug. Einem Armagnac gelang es, den fünfzehnjährigen Dauphin aus dem Bett zu holen und nach Melun bei Anhängern seiner Partei in Sicherheit zu bringen. Rouen, nach Paris die schönste und reichste Stadt Frankreichs, mußte sich nach heldenmütigem Widerstand 1419 Heinrich V. ergeben, und dieser unterwarf sich die ganze Normandie.

Seit Ende 1418 führte der junge Dauphin Karl die Regentschaft über jene Provinzen, die noch zu ihm und den Armagnacs hielten.

Die Verhandlungen zwischen Johann ohne Furcht, dem Burgunder, und Heinrich V., die Isabeau um den Preis des Verrates am eigenen Sohn unterstützte, waren noch nicht abgebrochen, als eine Versöhnung Burgunds mit dem Dauphin zögernd beschlossen wurde. Auf der Brücke zu Montereau, am 10. September 1419, begegneten sich die Fürsten. Die Unterredung zwischen ihnen verlief stürmisch; der Dauphin zog sich zurück. Einige Minuten später lag Herzog Johann ermordet auf der Brücke.

Die Mitwisserschaft Karls an dem Verbrechen, wodurch, nach zwölf Jahren, der Tod des Herzogs von Orleans gerächt wurde, ist nie bestimmt erwiesen, wohl aber von den Burgundern ihm zur Last gelegt worden. Johanns Sohn und Nachfolger, Philipp der Gute, trat jetzt offen zur englischen Allianz über und schloß mit Heinrich V. den Vertrag von Troyes, durch welchen dieser verlangte und erhielt, was er wollte: die Hand der Königstochter Catharina, die Regentschaft über Frankreich während Karls VI. Lebzeiten, das Anrecht auf die Krone nach dem Tode des Valois. Durch diesen Vertrag vom 21. Mai 1420 wurde Frankreich der englischen Monarchie als erobertes Land angegliedert.

Vor Weihnachten hielt Heinrich V. an der Seite des unglücklichen geisteskranken Monarchen, der Königin Isabeau, der Herzöge von Bayern und Burgund seinen triumphierenden Einzug in Paris, wo ihn die Universität und die einberufenen Generalstaaten als ihren künftigen Herrscher an-



erkannten und den „sogenannten Dauphin“ verbannt und abgesetzt erklärten.

Zu ihm stand nur der französische Süden; aussichtslos schien seine Sache erst 1422, durch neue Erfolge Heinrichs V. Da, mitten in seiner Siegeslaufbahn, am 31. August, ereilte den Vier- unddreißigjährigen infolge türkischer Krankheit der Tod. Im Oktober schied auch Karl VI. aus dem Leben, und ein neun Monate altes Kind, Heinrich VI., erbte die doppelte Krone Englands und Frankreichs.

Die Geschichte dieses Kindes hatte sein Vater sterbend dem Herzog von Burgund, und nur wenn dieser, wie es auch geschah, die Regentschaft ablehnte, einem Manne anvertraut, der Heinrich V. an Feldherrngabe und politischem Talent kaum nachstand. Es war sein Bruder Johann, Herzog von Bedford, nunmehriger Regent von Frankreich. Durch seine Heirat mit der Schwester Philipps des Guten festigte er das Bündnis mit Burgund. Er vollendete die Eroberung des nördlichen Frankreich und trug am 17. August 1424 den Sieg bei Verneuil über das Heer Karls, „des Königs von Bourges“, wie man ihn verächtlich bezeichnete, davon.

Verneuil war ein zweites Azincourt. Es brach die letzte Widerstandskraft des Dauphin, der sich Karl VII. nannte. Dieser besaß keine der Eigenschaften, die ihn in verzweifelter Lage retten konnten. Er liebte das Vergnügen; hielt zu Bourges, zu Poitiers und auf seinen Schlössern

Hof, und überließ es den Söhnen seines bei Crécy, Poitiers, Azincourt und Verneuil dezimierten Adels, mit Hilfe mailändischer und schottischer Hilfstruppen seine Sache, die er nicht zu verteidigen wußte, zu führen.

Nicht durch Karl, sondern durch Streit und Zwietracht im englischen Königshause wurde Bedford verhindert, die Loire zu überschreiten und die Eroberung Frankreichs zu vollenden. Er mußte wiederholt nach London, um seine Autorität zu behaupten. Jahre hindurch erhielt er die Unterstützung an Geld und Truppen nicht, deren er zur Fortsetzung des Krieges bedurfte, und mußte, um ihn weiterzuführen, den französischen Norden brandschatzen. Das Land verwandelte sich in eine Wüste; die gänzlich ausgeplünderte, ins tiefste Elend geratene bäuerliche Bevölkerung flüchtete in die Städte, die, selbst vom Hunger und wildem Kriegsvolk bedroht, ihre Tore verschlossen. In Paris allein gingen damals über hunderttausend Menschen an Krankheit zugrunde. Die Wälder wurden Zufluchtstätten der Unglücklichen, die, durch Not gezwungen, vom Räuberhandwerk lebten; Kastelle, Kirchen und Klöster lagen verwüstet, und noch immer schwang der Krieg seine entsetzliche Geißel über das Land.

Bis 1428 blieb den Engländern die tätige Hilfe Burgunds versagt. Der Herzog von Burgund kämpfte um den Besitz der holländischen Provinzen, die nach dem Tode des Herzogs von Brabant seine

Herrschaft anerkennen mußten. Mächtiger als je zuvor geworden, widerstand Philipp der Gute allen Verlockungen des Dauphin, ihn für seine Sache zu gewinnen. Diese wurde hoffnungslos, als Bedford wesentliche Verstärkung durch ein Heer erhielt, das Lord Salisbury ihm aus England zuführte.

Von allen Städten rechts der Loire blieb Chateaudun allein in Karls Besiz. Seine letzten Anhänger fielen von ihm ab. Die Fürsten der noch königstreuen südlichen Provinzen walteten wie unabhängige Souveräne in ihren Gebieten. Im Schatz des „Königs von Bourges“ war kein Geld, noch besaß er die Mittel, Steuern zu erheben. Keine vier Dukaten, erklärte sein Schatzkanzler, seien in ihrer beider Taschen zu finden. Karl mußte so einfach wie seine Diener leben; als Saintraille und La Hire, zwei seiner Tapfern, ihn eines Tags aufsuchten, hatte er ihnen nichts vorzusetzen als zwei Hühner und einen Schöpfenschweif. Sein leichter Sinn, seine Ergebung in sein hartes Schicksal, die mehr anscheinende als wirkliche Gutmütigkeit, mit welcher er Treulosigkeiten und Beleidigungen verzieh, rührten einfache Menschen. Aus den Provinzen kamen ungerufen Getreue aus allen Schichten der Bevölkerung, um dem machtlosen König, der nichts mehr zu geben hatte, dennoch zu dienen. Zu einer rettenden Tat oder zu rühmlichem Untergang raffte er sich aber nicht auf. Er blieb leichtsinnig, tatenlos und wankelmütig. Für seine Verteidiger hatte er nur Tränen.

Da beschloß zu Paris der Herzog von Bedford, den entscheidenden Schlag zu führen und seine Streitkräfte nach dem Süden zu senden.

Der Schlüssel zur Loire war das befestigte Orleans, eine der ansehnlichsten Städte Frankreichs, das die Könige des Mittelalters mit weitgehenden Rechten und Privilegien ausgestattet hatten. Wenn Orleans fiel, mußte Karl VII. fliehen, nach Schottland, der Auvergne, dem Dauphiné, wo immerhin: mit seiner Schattenherrschaft war es dann zu Ende.

Wie zu allen Zeiten großer Bedrängnis und nationalen Unglücks schwirrten auch in jenen zwanziger Jahren des XV. Jahrhunderts sonderbare Gerüchte und Ahnungen kommender Dinge durch die Luft.

Am Herdfeuer der Hütten verwüsteter Dörfer, in einsamen Burgen, wo Witwen und Waisen trauerten, in gebrandschatzten Städten, die je nach den Wechselfällen des Krieges den Gebieter tauschten, erzählten sich die Menschen von einer Prophezeiung, die dem bretonischen Zauberer Merlin zugeschrieben wurde, und nach welcher Frankreich, das durch eine Frau verloren gegangen war, durch eine Frau gerettet werden sollte. Isabeau hieß der böse Genius des Landes, die den Gatten und den Sohn ihren Feinden ausgeliefert hatte. Niemand aber wußte die Retterin zu nennen. Kurz vor dem Tode Heinrichs von England erschien ein im Ruf der Heiligkeit stehender Einsiedler von Saint-Claude

bei dem flüchtigen, verlassenen Dauphin. Sein Geschlecht, so weisagte der fromme Mann dem Königssohne, werde nicht untergehen, sondern ein Erbe ihm geschenkt werden und dieser über Frankreich herrschen. Der Eremit richtete hierauf an Karl die Frage, ob er den Frieden ernstlich wolle, und als Karl, Gott zum Zeugen anrufend, bejahte, begab sich der Eremit zu König Heinrich, dem er die gleiche Frage stellte. „Ja, wenn ich das Königreich erobert haben werde,“ erwiderte dieser. Da rügte der Einsiedler das stolze, vermessene Hoffen des mächtigen Eroberers und verkündete ihm sein nahes Ende. Die lebhaft bewahrte Erinnerung an diesen Vorgang veranlaßte 1483 Ludwig XI., die Heiligsprechung des Eremiten, der Johann von Gent hieß, in Rom durchzusetzen.

Die Disjonärin Marie von Avignon berichtete gleichfalls dem Dauphin von einer Erscheinung in voller Rüstung, mit Waffen in der Hand, die ihr Frankreichs Rettung durch ein Weib, dem diese Waffen bestimmt seien, verhiess.

Prediger zogen durch das Land und richteten die Hoffnungen des armen Volkes auf göttliche Hilfe. Sie riefen zur Buße, und insbesondere mahnt das Auftreten eines bretonischen Karmelitermönches, Thomas Couette, bereits an Savonarola. Couette durchzog die Picardie, Artois, Flandern, von Jüngern gefolgt, die, wie er selbst, gegen die Sünden und Verirrungen der Menschen, vor allem des Klerus donnerten. Kinder wurden

beauftragt, den Frauen und Fräulein unter Strafe ewiger Verdammnis den hohen Kopfsputz und die prächtigen Gewänder abzufordern; von den Männern verlangte man Schachspiele, Karten und Würfel, Wertgegenstände und das alles ließ Couette in Haufen zusammentragen und öffentlich verbrennen. Standespersonen verließen Eltern, Frauen und Kinder, um dem Bußprediger zu folgen, der Monate hindurch sein Wesen trieb und später zu Rom als Häretiker verbrannt wurde.

Ähnliches geschah 1429 zu Paris, wo die Bevölkerung, die Universität an der Spitze, sich für die englische Herrschaft erklärt hatte. Ein abergläubischer und fanatischer Mönch, der Franziskaner Bruder Richard, verkündete das Kommen des Antichrist und unerhörte, wunderbare Ereignisse, die 1430 sich zutragen würden. Bedford wies ihn aus der Stadt. Fünfzig Jahre vorher hatten die Engländer die Reformversuche Wiclefs und die am Bauernaufstand gescheiterte Erhebung der Lollards erlebt, Ereignisse, die in ihren Folgen die Reformation einleiteten. Der Herzog von Bedford wußte, wie unzertrennlich die religiösen von den politischen Bewegungen der Zeit waren und wie gefährlich es seiner Herrschaft werden mußte, wenn in dem zur Verzweiflung getriebenen, durch zuchtloses Kriegsvolk ausgefogenen Bauernstand der Funke religiöser Begeisterung zündete.

---

## Erster Teil.

# Die Sendung von Johanna d'Arc.

---

### Domremy.

Die Erregung unter dem niederen Volk war nirgends größer als in den Grenzgebieten zwischen dem deutschen Reich und Frankreich. Die Nähe des Auslands trug dazu bei, das Gefühl der Zugehörigkeit an die französische Monarchie zu stärken, obwohl die stets untereinander verfeindeten Herzöge von Lothringen und von Bar abwechselnd der einen, dann der andern der kriegführenden Parteien sich angeschlossen hatten. Die Lothringer hielten zu Burgund, dann zu England. Die Herzöge von Bar standen zum Herzog von Orleans und zum Dauphin. Zwischen beiden Provinzen lag das Bistum Toul. Eine enge Landzunge, zur Grafschaft Champagne gehörig, schob sich, von der Maas durchströmt, zwischen die angrenzenden Gebiete von Bar und Lothringen; an ihrer

äußersten Spitze, dicht am linken Ufer der Maas, lag das Städtchen Voucouleurs. Seit 1365 war es Krongut Frankreichs. Zwanzig Meilen weiter südlich lag das befestigte Neuschateau, das dem Herzog von Lothringen gehörte. Zwischen diesem und Voucouleurs, an der Landstraße, die von Langres nach Verdun führt, auf dem linken Ufer der Maas, liegt das Dorf Domremy. Seine Einwohner waren Vasallen der edlen Herren von Bourlemont, deren Lehnherr, der Herzog von Bar, für Domremy und das eine halbe Meile nördlich davon gelegene Dorf Greux die Oberherrlichkeit der französischen Krone anerkannte. Domremy und Greux bildeten eine Pfarrei, die zu Toul gehörte, dessen Bischof deutscher Reichsfürst war. Aus diesen verwickelten Besitzverhältnissen erklärt sich der endlose Streit darüber, ob die zu Domremy geborene Retterin Frankreichs auf französischem Boden geboren wurde, ob nicht.

Nur mittelbar gehörten die Einwohner des Dorfes zu Frankreich. Ihr unmittelbarer Herr war der Herzog von Bar. Ihre Sympathien, ihre Sprache und, wenigstens teilweise, ihre Verwaltung waren jedoch französisch.

„Im Dorfe Greux — Crus — geboren, im Dorfe Domremy, zur Diözese von Toul, zur Baillage Chaumont-en-Bassigne, zur Präpositur von Montecière und Andelot (in der Champagne) gehörig, bis ungefähr zum 18. Jahr erzogen,“

so wird Johanna von den Engländern im ersten Urteilspruch ihres Prozesses bezeichnet. In



ihrem Verhör dagegen nannte sie Domremy als ihren Geburtsort. Diese Unterscheidung hatte ihren Grund: im heimatlichen Tal flossen drei Grenzgebiete so unbestimmt ineinander, daß schon über die Zugehörigkeit von Creux gestritten wurde. „Aus Lothringen“ wird Johanna von alten Chronisten erwähnt; „aus dem Lande Bar gekommen“ nennt sie ein Rechnungsbeleg des Generaleinnehmers Karls VII. vom 21. April 1429.

Dagegen steht es unzweifelhaft fest, daß Johannas Vater, Jacques d'Arc oder Darc, wie der Name bis 1576 geschrieben wurde, aus Séfond oder Ceffonds, einem Dorfe der Champagne, seine Ehefrau Isabelette oder Isabeau Romée aus Dauthon-le-Bas in Lothringen stammten. Obwohl Jacques d'Arc kein Freier war, führte er als Siegel einen Bogen mit drei Pfeilen, die später, als die Familie zu Ehren kam, in ihr Wappen übergingen. Das bäuerliche Paar lebte, nicht gerade dürftig, vom Ertrag eines kleinen Gutes, geachtet und gottesfürchtig; „wahre, gute Katholiken“ nannten es die Leute. Jacques d'Arc wurde Vorsteher des Dorfes, der dritte im Rang nach dem Bürgermeister; er war Vater von fünf Kindern, drei Söhnen, Jacques, Jean und Pierre, und zwei Töchtern, wovon die ältere, Katherine, sich im Dorf verheiratete und im August 1429 von der Schwester als noch lebend angeführt wurde.

Die jüngere Tochter, Jeanette oder Jeanne, wurde, aller Wahrscheinlichkeit nach, anfangs  
Blennerhassett, Jungfrau von Orleans. 2

Januar 1412 geboren. Sie erhielt nach hergebrachter Sitte vier männliche und vier weibliche Taufpaten, deren Namen man kennt. Dann breitet sich Dunkel über die Kindheit und erste Jugend des Dorfkinde, der zur Unsterblichkeit bestimmten Jeanne d'Arc.

Wer heute nach Domremy pilgert, um dort den ersten Spuren ihres Erdenwallens nachzugehen, findet nur die Gegend unverändert. Noch sind, wie im XV. Jahrhundert, die Hügel, die das fruchtbare Wiesental der Maas umschließen, mit dichten Wäldern, teilweise mit Weinbergen besetzt. An der Stelle, wo das Geburtshaus Johannas stand, ließ Ludwig XI. 1481 ein neues Haus errichten oder das alte völlig umbauen. Es lehnt sich an die Umfassungsmauer des Friedhofs, der sich um die kleine gotische Kirche lagert, die aber nicht mehr jene ist, in der Johanna zu beten pflegte.

Dagegen sind die Räumlichkeiten des Hauses ungefähr so wieder hergestellt worden, wie sie zu Johannas Zeit waren. Der steinerne, einstöckige Bau trägt ein hohes Giebeldach mit steinernem Kreuz und ist mit niedern, ungleichen Fenstern versehen. Im Innern umschließen roh aufgeworfene Wände einen größeren finstern Raum mit hohem Kamin, der zur Küche diente, und eine daran stoßende Wohnstube mit Ausblick auf den Friedhof. Außerdem enthielt das Haus noch einige Dachstuben. Drei kleine Wappenschilder und eine steinerne, gewappnete

Figur an seiner Vorderseite wurden später angebracht; sie besitzen weder künstlerisches noch historisches Interesse.

Unter diesem ärmlichen Dach lehrte die Mutter ihre Kinder das Vater Unser, Ave Maria und Credo beten, wurde Johanna in häuslichen Verrichtungen, besonders im Nähen und Spinnen unterwiesen. Darin, erklärte sie später, wolle sie es mit jeder Frau in Rouen aufnehmen, während sie stets aufs bestimmteste verneinte, bei dem Hüten der Dorfherde und des Viehes ihres Vaters beschäftigt gewesen zu sein. Ob sie es in ihrer Kindheit getan habe, könne sie sich nicht erinnern.

Über die äußern Einflüsse, die auf Johannas Jugend einwirkten, sind wir genügend unterrichtet. So schwer, ja unmöglich es auch nach allen Erklärungsversuchen bleibt, über seelische Vorgänge von so außerordentlicher Art wie jene, die in dieser Mädchenseele sich abspielten, eine auch nur annähernd richtige Vorstellung zu gewinnen, so ist es doch möglich, von den Eindrücken sich Rechenschaft zu geben, die das Feuer religiöser und patriotischer Begeisterung in ihr entzündeten.

Domremy, wie schon der häufig vorkommende Name andeutet, gehörte ehemals der Abtei des hl. Remigius in Reims zu Lehen. Der Schutzpatron des Landes, dem auch die Ortskirche geweiht war, hatte einst den Frankenfürsten Chlodwig zum Christentum bekehrt und das christliche Königtum begründet. Die fromme

Sage erzählt, daß ihm, weil in dem feierlichen Moment der Taufe das Salböl fehlte, eine weiße Taube vom Himmel herab die köstliche Ampulla brachte, die seitdem zu Reims aufbewahrt wurde, und mit deren nie versiegendem Öl die Könige von Frankreich gesalbt wurden. Mit dieser Überlieferung hängt es zusammen, daß Karl VII. bis zur Salbung in den Augen des Volkes und auch Johannas „der Dauphin“ blieb. Sie nannte ihn nie anders bis nach der Krönungszeremonie zu Reims. Dieses Königtum, das ihr im Lichte einer höheren Bestimmung erschien, beschäftigte von Kindheit an ihre Gedanken. Auch in diesem weltabgeschiedenen Dorfe erzählte man sich von der Not Frankreichs und von der Drangsal seiner Fürsten. Die drückende Steuerlast mahnte hart genug an den Krieg; Johanna war ein dreijähriges Kind, als Heinrich V. bei Azincourt siegte. Engländer, Burgunder, Armagnacs sengten, mordeten und plünderten in den angrenzenden Bezirken. Ludwig, Herzog von Bar und Kardinal-Bischof von Verdun, mußte den La Hire genannten tapfern, aber rohen Gascogner Dignolles zu Hilfe rufen, konnte aber sein Land nicht gegen jene Horden verteidigen. Er dankte zugunsten des zwölfjährigen Knaben René d'Anjou ab und bestellte ihm den Herzog von Lothringen zum Vormund. Auch diesem gelang es nicht, der Feinde Herr zu werden. Unerhörte Greuel wurden 1423 in der Umgegend von Domremy begangen, Weiber und Kinder grausam ge-

mordet, ganze Dörfer eingeäschert. Die Knaben des königstreuen Domremy raubten mit den Knaben des Nachbardorfes Maren, das zu den Burgundern hielt, und kehrten mit blutigen Köpfen heim. Es währte nicht lange, bis Domremy selbst 1425 von einem gefürchteten Raubritter überfallen und ausgeplündert wurde. Die entsetzten Einwohner riefen ihre Lehnsheeren zu Hilfe, und diese brachten ihnen die gestohlenen Herden zurück. Doch nur eine Frist war gewonnen, wenn es nicht gelang, die Herrschaft des französischen Königs wieder herzustellen.

Johanna d'Arc war inzwischen dreizehn Jahre alt geworden. Die Einwohner des Dorfes, bezugten Überlebende später, liebten sie wegen ihrer Gläubigkeit und ihrer guten Sitten. Sie besuchte täglich die Messe, außerdem sehr häufig die Kirche und andere der Andacht geweihte Plätze, begnügte sich auch nicht, an hohen Feiertagen die Sakramente zu empfangen, sondern ging sehr oft, tief ergriffen, zur Beichte und wenigstens einmal in der Woche, häufig jeden zweiten Tag, zum Tisch des Herrn. Wenn der Ton der Glocken, deren Geläut sie stets besonders liebte, ihr Ohr traf, pflegte sie, auch auf freiem Feld sich zu bekreuzen, niederzuknien und sich in Gebet zu versenken. Vergaß der Küster zuweilen das Glockenzeichen zu geben, so stellte ihn Johanna darüber zu Rede und versprach ihm Kuchen — des lunes —, um ihn zu seiner Pflicht anzueifern. Man fand sie in der Kirche,

wenn man sie bei der Arbeit glaubte. Eine Kapelle zur Linken der alten Straße, die von Domremy nach Neufchâteau führte, nannte man die Einsiedelei der hl. Maria von Belmont. Zu dieser der hl. Jungfrau geweihten Stätte wallfahrte Johanna oft mit ihrer Schwester und Knaben und Mädchen des Dorfes und opferte Kerzen vor dem Marienbilde. Ihre glühende Andacht, ihr auf die Gestalt des Gekreuzigten gerichteter Blick waren in Domremy und Umgebung Gegenstand des Gespräches, aber auch der Neckereien der Jugendgenossen, deren Belustigungen sie mied. Einer von diesen erzählt, sie sei oftmals mitten im Spiel zur Seite getreten, „um mit Gott zu sprechen“. Hätte sie Geld gehabt, bezogte ein Priester, sie würde es ihrem Pfarrer gegeben haben, um Messen lesen zu lassen.

Ebenso wurden ihre Nächstenliebe und Barmherzigkeit gerühmt. Sie nahm die Armen bei sich auf und schloß auf dem Herd, um ihnen ihr Bett zu überlassen. Ein Zeuge sagte aus, er sei als Knabe während einer Krankheit von ihr getröstet worden.

Obwohl manche, so Johannas kleine Freundin Mengette, ihre Frömmigkeit übertrieben fanden und sie erröthen machten, wenn sie darüber scherzten, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß die gut katholischen Bewohner von Domremy keinen anderen Glauben als den ihrer Väter und ihrer Kirche kannten. Aber dort wie anderswo, besonders in der glaubens-

treuen, frommen Bretagne, verfuhrten die ersten Boten des Evangeliums mild und nachsichtig auch gegen abergläubische, auf die heidnische Vorzeit zurückführenden Gebräuche. Ungestört ließen die alten Mönche die Sage sich neben der Legende entfalten; sie führten keinen Vernichtungskampf gegen die heidnische Welt. Mit harmloser Unbefangenheit begnügten sie sich, innerhalb ihres Vorstellungskreises Raum für christliche Anschauungen zu schaffen. Die keltische Literatur überströmt von tiefsinnigen, rührenden Geschichten und Sagen alter Mönche und Einsiedler, die die Wildnis urbar machten, streitbar gegen die Unterdrücker ihres Volkes auftraten, wilde Tiere zähmten und des Dögleins schonten, das in ihrer Kutte sein Nest baute. Zugleich bewahrte dieser keltische Sagenkreis die Erinnerung an Zauberer, Feen, Riesen und Gnomen, deren Namen in Balladen und Volksdichtungen neben jenen der Heiligen fortlebten. Nicht anders, wenn auch nicht mit dem Glanze dieser höchsten mittelalterlichen Poesie umgeben, lebte die Vorzeit im Andenken der Bevölkerungen, auch in Domremy.

Unterhalb des Eichwaldes Bois chesnu, der seine Hügel krönte, nahe bei der erwähnten Marienkapelle, stand eine dreihundertjährige, prachtvolle Buche. Ihre bis zur Erde herabgeneigten Äste bildeten eine Laube; unweit davon sprudelte ein Quell hervor. Die Feen, so berichtet die Überlieferung, hätten dort verkehrt und Reigentänze unter dem Baum aufgeführt, aber

seitdem das Evangelium Johannis an der Stätte verlesen worden sei, um ihrer Sünden willen nicht wiederkehren dürfen. Daran schloß sich die Erzählung von Zusammenkünften eines Ritters mit einer Fee. Dennoch erhielt sich die Vorstellung, die Feen tanzten zu nächtlicher Weile noch um die alte Buche. Unter den Patinnen Johannas war eine alte Frau, die sie noch gesehen haben wollte. Die Geistlichkeit nahm keinen Anstoß, wenn die Jugend gern zum Baum lustwandelte und am Sonntag Lätare unter seinem Laubdach, dem Schömai oder Damenbaum, wie man die Buche nannte, ein harmloses Frühlingsfest mit Spiel, Tanz und Gesang beging. Bei dieser Gelegenheit bekränzte man ihre Äste mit den ersten Lenzesblüten und verzehrte eigens für den Tag gebackene Kuchen. Auch Johanna hielt sich bei solchen Anlässen nicht fern, wohl aber erklärte sie, über ihre Beteiligung zur Rechenenschaft gezogen, sie habe zwar zuweilen mit den andern getanzt, aber lieber gesungen wie getanzt. Feen habe sie niemals dort gesehen, noch gewußt was damit gemeint sei: sie glaube nicht an solche und halte die Sache für ein „Sortilegium“. Der Meinung des eigenen Bruders, unter jenem Baum sei es ihr angetan worden, widersprach sie entschieden. Ebenso bestimmt verneinte sie, jemals eine Mandragora oder Alraunwurz, der man Zauberkräfte zuschrieb und die man deswegen in Form eines Amulettes trug, gesehen oder benützt zu haben, obwohl es ihr





Die Jungfrau von Orleans.  
Skulptur von Chapu.



bekannt sei, daß solche in der Nähe des Dorfes gefunden wurden.

Die Erleuchtung, auf die sie ihre Sendung zurückführte, kam aus dem tiefsten Grunde eines ausschließlich religiösen, katholischen Empfindens und jener Mystik, die, auch dem Einfachsten zugänglich, unzertrennliche Begleiterin aller Religion auf der Höhe ihrer Betätigung bleibt. Der französische Historiker Michelet, der Johanna mit der Sympathie der Begeisterung verherrlicht, hat die Frage aufgeworfen, ob etwa die vorhandenen religiösen Strömungen die Jungfrau zu Domremy beeinflussten? Sie war eine Zeitgenossin der Brüder des gemeinsamen Lebens, aus deren Mitte in den Niederlanden eine reformatorische Bewegung und die einem dieser Brüder zugeschriebene „Nachfolge Christi“ hervorgingen. Die Folgerungen jedoch, die Michelet an die Voraussetzung knüpft, als ob eine Kenntnis der weitverbreiteten Schriften des Kreises möglicherweise bis zu Johanna gedrungen sein könnte, ist gänzlich unerwiesen. Nicht nur, daß sie selbst weder schreiben noch lesen lernte: der erste Druck der vier Bücher, die unter dem Namen der *Imitatio Christi* vereinigt wurden, führt frühestens auf das Jahr 1468 zurück.

Aber Mystik, allerdings, lag in der Luft. Sie war die Zuflucht der Seelen, nachdem das Papsttum 72 Jahre lang zu Avignon unter die Vasallenschaft Frankreichs gesunken war. Die Engländer, die 1356 bei Poitiers siegten, zerschlugen

die Rüstung des gefallenen Böhmenkönigs unter dem Gesang des Verses, wenn der Papst französisch sei, so sei Jesus Christus englisch. Von 1378 bis 1417 zerfiel die Kirche in Schisma. Das Konzil von Konstanz, zu ihrer Reform und zur Herstellung der kirchlichen Einheit berufen, trat ein Jahr nach Johannes Geburt zusammen, um über die Prätendenten, die sich um die Tiara stritten, das Urteil zu fällen. Es gelang, die Wahl des rechtmäßigen Papstes, Martin V., durchzusetzen, der von 1417 bis 1431 regierte.

Dreißig Jahre vor Johannes Geburt starb Catharina von Siena, die typische Heilige des asketischen, mystischen Mittelalters, die wie Franz von Assisi die Wundmale Christi in ekstatischer Vision empfing und nach Avignon zog, um mit heiligem Prophetenzorn die Kirche aus babylonischer Gefangenschaft zu rufen, Papst und Kardinäle aus ihren Sünden aufzurütteln. Auch Catharina von Siena bezog sich bei Ausführung ihrer Sendung auf einen bestimmten, göttlichen Ruf. An der Schwelle des Jugendalters, in ihrem elften Jahr, war er an sie ergangen. Er führte sie aus der friedlichen Stätte des schlichten, elterlichen Bürgerhauses mitten in die Kämpfe einer rohen, grausamen Zeit. Sie schlichtete den Hader der Parteien, zog an der Spitze von Männern über die Alpen und in die Residenz des Papsttums, das von ihr eine Sprache vernahm, wie sie seit alttestamentlichen Tagen nicht mehr gehört worden war.

Der unmittelbare Zweck des kühnen Unterfangens wurde erreicht. Rom erhielt das Oberhaupt der Kirche, nicht aber ihre Einigkeit und den religiösen Frieden wieder. Die Ursprünge der Reformation, das Auftreten von Wicleff, von Huß, von Hieronymus von Prag leiteten das XV. Jahrhundert ein. Das Konzil, das die Häresie verurteilte, scheiterte an seiner größeren Aufgabe, der Reform der Kirche.

Es fehlt aber jeder Beweis, daß Johanna d'Arc von den Drangsalen der Christenheit auch nur gewußt oder jemals ihre Aufmerksamkeit den kirchlichen Geschicken zugewendet habe.

Als der Befehl zur Tat auch an sie erging, geschah es lediglich, um sie in den Dienst des Vaterlandes, das die Person des Königs verkörperte, zu rufen.

Um seine Sache stand es schlimmer als je. Nach ihrem Sieg bei Verneuil, 1424, vollendeten die Engländer die Unterwerfung der Champagne, und das Heimatland Johannas blieb 1428 der letzte Besitz des Dauphin im Westen Frankreichs. Noch hielt sich Robert de Baudricourt, ein Hauptmann im Dienst der Armagnacs, in Vaucouleurs. Die Umgegend aber vermochte er nicht mehr gegen Engländer und Burgunder zu verteidigen. Dagegen drang auch nach Domremy die Kunde eines französischen Erfolges. Im Juni 1423 war es den tapfern Seeleuten von Saint-Malo gelungen, vor dem mitten im Meer an der normannischen Küste gelegenen Mont-Saint-

Michel eine englische Flotte wegzunehmen und damit die Blockade der befestigten Abtei aufzuheben. Den Jubel, den der Sieg bei der französischen gefinnten Bevölkerung hervorrief, erhöhte der damit geweckte Glaube an eine gute Vorbedeutung. Der Erzengel Michael war der Patron des Königsgeschlechtes der Valois. Für seine Felsenkirche hatten einige der besten Hauptleute Karls, der Bastard von Orleans, später als Graf Dunois bekannt, dann ein Prinz von Gebliut, der Herzog von Alençon, gekämpft.

Gewiß ist, daß die Kunde von dieser Waffentat mit der ersten Vision der dreizehnjährigen Johanna zusammenfällt und daß es der Erzengel Michael war, den sie zuerst zu sehen und zu hören meinte.

Das geschah zur Sommerzeit, am hellen Mittag. Ob Johanna am Vorabend gefastet hatte, ist zweifelhaft. Sie befand sich im Garten ihres elterlichen Hauses, als sie zu ihrer Rechten, von der Kirche her, eine helltönende Stimme vernahm. Zugleich strahlte ihr ein Lichtglanz, blendender als die Sonne entgegen; sie unterschied die Gestalt eines Engels, der nicht allein, sondern von andern Engeln umgeben, ihr in die Erscheinung trat. Das erste Gefühl des Mägdeleins war das der Furcht, ja des Schreckens. Erst nachdem der Vorgang sich mehrmals wiederholte, erkannte sie die Gestalt für jene des Erzengels Michael. Er offenbarte sich ihr als solcher, forderte sie auf, ein frommes

Leben zu führen, fleißig zur Kirche zu gehen und verhiess das Erscheinen der beiden Heiligen, Katharina und Margaretha. Johanna blieb stets bei der Behauptung, sie habe den hl. Michael mit ihren leiblichen Augen, so deutlich wie sie Menschen erblicke, gesehen. Das anfängliche Bangen wich einem Empfinden des Glückes, das sich noch steigerte, als das Versprechen des Engels in Erfüllung ging, die beiden Heiligen sich ihr zeigten, ihre Namen nannten, sie zum Gehorsam gegen Gott, der sie zu ihr gesandt habe, aufforderten und in immer deutlicherer Weise zu erkennen gaben, Johanna müsse zur Hilfe des Königs nach Frankreich gehen. Sie glaubte, gehorchte, pflegte den Boden an der Stelle zu küssen, wo sie ihre Gesichte schaute, weinte, wenn sie ihr entschwanden, und hätte gewünscht, „von ihnen mitgenommen zu werden“.

Weder damals noch später verriet sie etwas von diesen geheimnisvollen Zwiegesprächen und Einblicken in eine übersinnliche Welt. Ganz freiwillig berief sie sich einzig Karl VII. gegenüber auf ein göttliches Zeugnis ihrer Sendung, und nie hat sie vermocht, eine eingehende Darstellung dessen, was sie gesehen, gehört und erfahren hatte, den Menschen zu geben. Von äußeren Anlässen und bildlichen Vorstellungen, die auf ihre Einbildungskraft wirken konnten, weiß man nur, daß eine Statue der hl. Margaretha, einer Hirtin, die Dämonen bändigte und deren Legende sie kannte, in der Kirche zu Domremy stand.

Die Gelehrte und Märtyrerin Katharina von Alexandrien war die Patronin von Johanna's heißgeliebter Schwester. Nichts ist merkwürdiger, als daß niemals ein priesterlicher Einfluß auf sie nachzuweisen ist und daß sie auch gegen den Beichtvater daselbe unverbrüchliche Stillschweigen wie gegen ihre Nächsten und Liebsten bewahrte. Ebensovienig änderten sich in Folge ihrer Gesichte ihre einfache, tätige Lebensweise und ihr körperliches Befinden. Sie übte keine von den Abtötungen so vieler Heiliger aller Zeiten, wie sie u. a. das Ende einer Katharina von Siena beschleunigten. Zustände der Erschöpfung und schweren physischen Leidens, die Verzückungen und Hellschauen zu begleiten pflegen, finden sich nirgends in Bezug auf Johanna erwähnt; sie ist vielmehr stets mit klarem Bewußtsein, gestärkt, getröstet und tatbegeistert vom Verkehr mit ihren Heiligen, „ihren Stimmen“, wie sie sagte, in das Alltagsleben zurückgekehrt. Nur Keuschheit gelobte sie, nicht auf höheren Befehl, sondern aus eigenem Antriebe, solange es Gott gefalle, und nichts beehrte sie für sich, als Rettung ihrer Seele.

Drei Jahre lang setzten sich diese Erscheinungen fort. Sie kamen oft ungerufen und dann wieder nicht, wenn sie Gott auch noch so inständig bat. Besonders während des Gebetläutens hörte sie ihre Stimmen, weswegen sie zu diesen Stunden gern im Gebet und in der Kirche verweilte. Wenn Wind ging und durch die Bäume fuhr oder sonst Lärm entstand,



entgingen ihr manche der an sie gerichteten Worte. Die Stimmen der einzelnen Heiligen lernte sie zu unterscheiden; der hl. Michael war es, der ihr am häufigsten „vom großen Erbarmen — la grande pitié — um Frankreich“ sprach und sie zu des Vaterlandes Rettung in immer deutlicheren Worten aufrief, so daß sich bei ihr die Überzeugung festigte, Gott selbst sei der wahre Souverän Frankreichs, für ihn habe der Dauphin, gleichsam als Vasall, die Herrschaft zu führen; zu dem Dauphin müsse sie gehen, obwohl sie nur ein armes Mädchen sei, das weder ein Pferd besteigen noch Krieg führen könne, und es ihr besser wäre, sich von wilden Rossen zerreißen zu lassen, als ohne Gottes Befehl zu handeln.

Je nach Festsetzung ihres Geburtsjahres, das Johanna selbst einmal auf 1411, dann wieder auf 1412 verlegte, war sie sechzehn oder siebenzehn Jahre alt, als die Burgunder sich 1428 anschickten, Daucouleurs zu belagern. Die Nähe des Feindes und die wachsende Gefahr veranlaßten aller Wahrscheinlichkeit nach die Bewohner von Domremu, mit ihren Herden nach Neufchâteau zu flüchten, wo sie, obwohl die Stadt dem mit den Engländern verbündeten Lothringer gehörte, gastlich willkommen geheißen und untergebracht wurden. Die Eltern Johannas und sie selbst fanden Aufnahme bei der braven Frau eines Gastwirts, namens La Rousse. Der Aufenthalt währte nur vierzehn Tage, und in dieser Zeit half Johanna in der Hauswirtschaft

und bei dem Hüten der Herde. Da es Baudricourt inzwischen gelungen war, sich der Belagerer durch Verhandlungen zu entledigen, kehrten die Leute von Domremy in ihr heimatliches Dorf zurück. Sie fanden es verheert und verbrannt und auch die Kirche so arg vom Feuer beschädigt, daß der Gottesdienst nicht mehr in ihr gehalten werden konnte. Zu Kreuz mußte Johanna von da an die Messe hören. Ihre Visionen wurden häufiger. Die Heiligen gaben ihr jetzt den bestimmten Auftrag, zu Robert de Baudricourt nach Vaucouleurs zu gehen und sich von ihm dahin führen zu lassen, wo der Herr Dauphin sich aufhalte. Ihr wachsender Hang zur Einsamkeit und einige Äußerungen, die sie tat, machten den Vater aufmerksam, daß etwas Außergewöhnliches mit seiner Tochter vorgehe. Einem jungen Burtschen sagte sie, zwischen Coussen und Vaucouleurs sei ein Mädchen, das vor Ablauf eines Jahres den König „konsekrieren“ lassen werde; zu Gerardin d'Epinal, einem andern Einwohner von Domremy: „Gevatter, wenn Sie nicht Bourguignon wären, würde ich Ihnen etwas sagen.“ Jacques d'Arc selbst träumte, seine Tochter ziehe mit Bewaffneten fort. Er hielt sie von da an unter strenger Aufsicht, äußerte seinen andern Kindern gegenüber, wenn er glaubte, daß so etwas geschähe, würde er ihnen befehlen, die Schwester zu ertränken, und wenn sie nicht gehorchten, sie selbst ins Wasser werfen. Dann verfiel er auf den Gedanken, sie statt dessen

lieber zu verheiraten. Es fand sich ein junger Mann, der von Johanna ein Eheversprechen erhalten zu haben behauptete und sie deswegen vor das zuständige geistliche Gericht nach Toul zitierte. Johanna erwies eidlich die Unwahrheit der Aussage, für die der Kläger keinen Beweis erbringen konnte.

Nach diesem Zwischenfall kam Johanna zur Erkenntnis, „daß sie da, wo sie war, nicht mehr ausharren könne“. Immer dringender mahnten ihre Stimmen, nach Daucouleurs, und von dort nach dem Frankreich des Dauphin zu gehen. Sie bedurfte eines Vertrauten und fand ihn in der Person eines älteren Veters, Durand Laçart, den sie Onkel zu nennen pflegte. Er lebte mit den Seinen in dem nur drei Meilen von Daucouleurs entfernten Dorf Burch-le-Petit. Unter dem Vorwand, seine Frau bedürfe bei ihrer bevorstehenden Entbindung der Pflege, nahm er Johanna mit sich. Das geschah Ende 1428 oder anfangs 1429.

## Daucouleurs.

Ohne Abschied verließ Johanna das Elternhaus: „Und hätte ich hundert Väter und hundert Mütter gehabt und wäre ich eine Königstochter gewesen, ich würde fortgegangen sein,“ beteuerte sie später. Ihre kleine Freundin Hauviette erinnerte sich als Matrone, wie bitterlich sie geweint

habe, als sie das Verschwinden ihrer Jugendgenossin erfuhr.

Kein authentisches Bild hat uns die Züge Johannas erhalten. Obwohl sie selbst erwähnt, sie habe einmal ein solches in den Händen eines Schotten gesehen, das sie gewaffnet, ein Knie gebogen, dem König Briefe überreichend, darstellte, und es bekannt ist, daß 1429, bei Gelegenheit der Anwesenheit Kaiser Sigismunds zu Regensburg „ein Gemäl, wie di Junkfrau zu Frankreich gefochten hat“, mit 24 Pfennigen vom Rat der Stadt bezahlt und gezeigt wurde, bleiben wir in bezug auf ihre äußere Erscheinung von den Eindrücken anderer abhängig. Der Augustinermönch und Chronist Philipp von Bergamo beruft sich, aber erst 1497, auf die Mitteilungen des Ritters Guglielmo Guasco, der die Jungfrau am Hof Karls gesehen hatte, und beschreibt sie „von kurzer Gestalt, hatte ein rechtes Bauerngesicht und schwarze Haare. Sie war am ganzen Körper sehr stark. Ihre Stimme war sanft, wie die der Frauen ihres Landes“. Ein anderer Zeitgenosse, Perceval de Boulainvilliers, spricht ausdrücklich von ihrem vornehmen, männlich sicheren Auftreten. Als sie zuerst in Daucouleurs erschien, trug sie bäuerliches Gewand, von roter Farbe. Der Aufenthalt bei den Sarats war kurz gewesen; von Johannas Visionen wußte auch der Onkel nichts, aber er ließ sich von ihrer zielbewußten Begeisterung erfassen, die des Vaterlandes Rettung verhiess.

Bei einer geachteten Bürgersfrau, der Gattin des Wagners Le Royer, fand Johanna zu Daucouleurs Obdach. Sie blieb auch dort einfach in ihrem Auftreten, „ausnehmend gut und sanft“, beschäftigte sich in Gesellschaft der Hausfrau viel mit Spinnen, ging täglich zur Frühmesse und verweilte lange im Gebet, sowohl in der Kirche selbst als in einer unterirdischen, der hl. Jungfrau geweihten Kapelle. Auch ging sie zwei- oder dreimal während dieses Aufenthalts zur Beichte. Über den Zweck ihrer Anwesenheit äußerte sie sich offen und bestimmt. In Daucouleurs zu Baudricourt geführt, erklärte sie sich von ihrem Herrn zu ihm gesendet, damit er dem Dauphin zu wissen tue, sich tapfer zu halten und keine Schlacht zu liefern, denn vor Mitfasten werde der Herr ihm Hilfe schicken, und zwar durch sie. Trotz seiner Feinde werde sie ihn nach Reims führen. Auf Baudricourts Frage, wer denn ihr Herr sei, antwortete sie: „Der König des Himmels.“ Der Hauptmann hielt das Bauernmädchen für verrückt. Er war ein schlauer und tapferer, aber roher, sittenloser Mann, der ihr einen Vorgeschmack dessen gab, was sie unter seinesgleichen zu erwarten hatte. Sie schien ihm für seine oder seiner Kriegsleute Lüste gerade gut genug, „mehrere,“ erzählt die Chronik der Pucelle, „fanden sich bereit, es zu versuchen, aber sobald sie ihrer ansichtig wurden, änderten sie ihren Sinn und wollten nicht mehr.“ Baudricourt empfahl Laçart,

seiner Schutzbefohlenen einige tüchtige Ohrfeigen zu geben und sie ihren Eltern heimzubringen. Die beiden kehrten statt dessen traurig und enttäuscht für kurze Zeit nach Burn zurück, kamen aber bald wieder nach Daucouleurs. Dort hatte Johanna bei verschiedenen Leuten Glauben gefunden.

Jean de Novelempont, gewöhnlich Jean de Mez genannt, ein später zum Ritter geschlagener Knappe Baudricourts, suchte Johanna im Haus des Wagners auf. „Ma Mie,“ redete er sie an, „was tust du hier? Soll der König aus seinem Reich verjagt und sollen wir alle englisch werden?“ Sie antwortete: „Ich bin in des Königs Kammer (in eine königstreue Stadt) gekommen, um mit Robert de Baudricourt zu reden, damit er mich zum Dauphin führe oder führen lasse. Aber er gibt weder auf mich noch auf meine Worte etwas. Und doch muß ich vor Mitsasten bei dem König sein, sollte ich auch meine Beine bis zu den Knien abnützen, denn niemand auf der Welt, nicht Könige, nicht Fürsten, nicht die Tochter des schottischen Königs noch irgend sonst jemand kann das Königreich Frankreich wieder gewinnen; es ist keine Hilfe, außer durch mich: und gewiß, ich möchte lieber bei meiner armen Mutter spinnen, denn es ist nicht mein Stand; aber ich muß gehen und es tun, weil mein Herr es so will.“ —

„Wer ist dein Herr?“ fragte der Knappe weiter. „Es ist Gott,“ erhielt er zur Antwort.

Die Tochter des schottischen Königs, von der Johanna sprach, war ein dreijähriges Kind, das der Vater dem fünfjährigen Sohn des Dauphin, dem nachherigen Ludwig XI., angetraut hatte. Wenn man in Daucouleurs davon wußte, so war man dort wohl auch in der Lage, die vor Orleans sich abspielenden Ereignisse zu verfolgen. Seit dem 12. Oktober 1428, nachdem Lord Salisbury 40 Burgen und Städte an der Loire genommen hatte, stand er am sogenannten Portereau, der Vorstadt vor der Brücke von Orleans, wo er sich befestigte. Ohne 1500 Mann burgundischer Hilfstruppen verfügte er über etwa 4300 Streiter. Der Lehensherr der Stadt, die Eigentum der Krone war, der Herzog von Orleans, befand sich seit Azincourt in englischer Gefangenschaft. Es galt für unritterlich, einen wehrlosen Feind zu befehlen, und so hatte Lord Salisbury, wie angenommen wird, dem Herzog versprochen, seine französischen Besitztümer zu schonen. Diese Übereinkunft wurde jedoch vom Herzog von Bedford abgelehnt.

In Orleans befehligte der Stellvertreter des Herzogs, Raoul de Gaucourt. Er hatte 1415 Harfleur gegen die Engländer nicht zu verteidigen vermocht, war in ihre Hände gefallen und erst vor kurzem freigegeben worden. Um Gaucourt scharten sich Dunois, der Bastard von Orleans, Saintrailles, Guitry, Villars, der Marschall la Fayette und andere tapfere Ritter. Die Bürger der Stadt, 30000 an

der Zahl, stellten ungefähr 5000 Bewaffnete und waren zur Gegenwehr bis aufs äußerste entschlossen. Verteidiger, Spanier, Schotten, Italiener, Franzosen eilten herbei; die Stärke der Besatzung schwankte, stand aber im Durchschnitt an Zahl den Engländern nicht nach. Die Städte Bourges, Poitiers, La Rochelle schickten Lebensmittel und Munition. Die reichen Einwohner schmolzen ihr Silberzeug ein und ernährten die Besatzung größtenteils auf ihre Kosten.

Orleans, eine alte Römerstadt auf dem rechten Ufer der Loire, erstreckte sich etwa 1000 Meter den Fluß entlang in der Richtung nach Süden. Dort lag die Brücke von 19 Bogen, die sich von dem sechsten Bogen an auf eine heute nicht mehr vorhandene Insel stützte und hierauf zum südlichen Ufer übergang, wo die Vorstadt Portereau Saint-Marceau mit einem Augustinerkloster stand.

Ein Drittel der zwischen 6 bis 10 Meter hohen Wälle von Orleans ruhte auf römischen Fundamenten; vor ihnen lagen 13 Meter breite und 6 Meter tiefe Gräben, und diese wurden in regelmäßigen Zwischenräumen von drei Stockwerk hohen vorspringenden Türmen flankiert. Zwischen je zwei solcher Türme lagen durch Erdwerke geschützte Tore. Auf ähnliche Weise war der Brückenkopf am linken Ufer der Loire durch zwei, die Tourelles oder Tournelles genannte Türme besetzt, die ein vom Wasser des Flusses gespeister Graben auch auf der Landseite schützte.



Vor demselben lagen wieder Erdwerke oder Wälle, der sogenannte Boulevard des Tourelles.

Seit 1417 war auch die Insel unter der Brücke inmitten der Loire durch das Werk Saint-Antoine befestigt. Auf den Wällen standen hinter Brustwehren 71 Kanonen und Bombarden.

Salisburys Absicht war auf Eroberung des Brückenkopfes gerichtet, um die Verbindung der Stadt mit den südlichen Provinzen abzuschneiden. Vom Portereau aus, wo er sich auf den Ruinen der von den Verteidigern zerstörten Vorstadt befestigte, schleuderte er hundertpfündige Steine aus seinen Bombarden in die Stadt und schritt am 24. Oktober zum Angriff auf den Boulevard des Tourelles. Die Bürger von Orleans, selbst Frauen der bedrohten Stadt, eilten zur Verteidigung herbei. Sie waren zum Teil mit Lanzen bewaffnet und versahen sich mit heißer Asche, kochendem Wasser und ungelöschtem Kalk, um die Engländer damit zu überschütten. Nach vierstündigem Kampf zogen diese sich zurück, arbeiteten aber an den angelegten Minen weiter, die damals nicht durch Pulver, sondern durch Feuer zum Explodieren gebracht wurden, und die Tourelles fielen in ihre Hände. Die Franzosen selbst, jetzt auch die Engländer zerstörten mehrere Brückenbogen zwischen dem linken Loireufer und der Insel, und Salisbury durfte wohl darauf rechnen, daß die im Süden nunmehr abgeschchnittene Stadt einem Angriff von Norden her nicht mehr

widerstehen konnte. Er bestieg am Abend nach der Schlacht einen der Brückentürme, um Orleans zu übersehen, als ihn ein Stein oder ein Eisenstück aus einer Kanone traf, die ein Kind aus Zufall abgefeuert haben soll. Salisbury, im Gesicht getroffen, starb drei Tage später, und die Feindseligkeiten erfuhren eine Unterbrechung. Die Bewohner von Orleans benutzten die Frist, um die Vorstädte des rechten Ufers mit nicht weniger als 21 Kirchen selbst zu zerstören und ihre Gegner dadurch eines Rückhalts zu berauben. Bedford übertrug den Oberbefehl an die drei Lords Talbot, Suffolk und Scales, und am 30. Dezember 1428 begann die regelmäßige Belagerung auf dem rechten Ufer. Die Engländer errichteten 13 Werke, aus welchen sie zu vertreiben, nicht gelang. Die Einschließung war nicht vollständig, aber obwohl noch mehrmals Zufuhren die Stadt erreichten, machte sich bereits Mangel fühlbar, während die Belagerer gut versorgt waren. Zu Fastenankang hörte man, daß für sie 300 Karren unter Bedeckung, die Sir John Fastolfe befehligte, von Paris aus unterwegs waren. Man beschloß mit Karls Einwilligung und der Unterstützung königlicher Truppen aus Blois einen Handstreich. Am 12. Februar 1429 begegnete diese numerisch weitaus überlegene, bewaffnete Macht unter den Befehlen des Grafen von Clermont der Eskorte Fastolfes zu Rouvray und wurde dennoch, infolge mangelnder Disziplin und schlechter Führung,

vollständig geschlagen. Man nannte den Tag „die Heringschlacht“, weil die englischen Vorräte, da es Fastenzeit war, meist aus solchen Fischen bestanden. Von da an blieb Orleans seinem Schicksal überlassen. Dieses Schicksal war das der königlichen Sache selbst und hielt ganz Frankreich in Spannung. Zur Rettung der Stadt, so verkündete jetzt die Jungfrau zu Vaucouleurs, sei sie berufen. Auf Novelemonts Frage, wann sie fort wolle, erwiderte sie: „Lieber heute als morgen, lieber morgen wie später.“ Da schwuren er und ein anderer Knappe, Bertrand de Poulengy, sie zum König zu bringen. Baudricourt dagegen kam auf andere Gedanken. Er meinte, es könne sich bei Johanna um einen Fall von Besessenheit handeln, und begab sich mit dem Pfarrer in das Haus der Le Roysers, um sie erzorieren zu lassen. Sie näherte sich dem Priester auf den Knien und unterwarf sich widerstandslos den vorgeschriebenen Zeremonien. Nach deren Beendigung äußerte sie jedoch mit der schlagfertigen Aufrichtigkeit, die eine ihrer Eigentümlichkeiten bleiben sollte, der Pfarrer habe nicht wohl getan: da er ihre Beichte gehört, müsse er wissen, daß kein böser Geist aus ihr rede. Damals vernahm die Hausfrau aus Johannas Munde die ihr bereits bekannte Prophezeiung, „eine Frau sei Frankreichs Verderben gewesen, durch eine Jungfrau aus den Lothringischen Marken werde es gerettet werden“. Diese Worte wurden dem bretonischen Zauberer Merlin zu-

geschrieben, der aber nur gesagt haben sollte, „aus dem Eichwald werde eine Jungfrau auf dem Rücken der Bogenschützen kommen“. Diese Überlieferung von den Prophezeiungen Merlins, der überhaupt keine historisch beglaubigte Persönlichkeit ist, fand sich im vierten Buch der *Historia Britonum* des Geoffroi de Monmouth, der alle Ereignisse der bretonischen Geschichte bis zur Zeit, wo er schrieb, 1135, bei Merlin voraus verkündet glaubte. Nach Geoffroi fanden sich Chronisten und Gläubige, die Merlin weiter prophezeien ließen, und so wurde die angeführte Stelle auf das Bois chenu, den Eichwald bei Domremy, und die Jungfrau gedeutet.

Während ihre Reinheit, Einfalt und Frömmigkeit, und die Begeisterung, die aus ihr sprach, die Einwohner von Daucouleurs mehr und mehr gewannen, wurde ihr selbst „die Zeit lange, wie einer Frau, die schwanger ist“.

Den Beistand, den Baudricourt verweigerte, hoffte sie noch unbefangen genug bei dem Lothringer Herzog zu finden, als ihr dieser Geleitbriefe mit dem Ersuchen schickte, zu ihm nach Nancy zu kommen. Der alte Herr war krank und erwartete von Johanna ein Wunder zu seiner Heilung. Jean de Metz brachte sie bis Toul, der Onkel Lagart nach Nancy. Dort ermahnte sie den Herzog, der mit einer Konkubine lebte, die rechtmäßige Gemahlin wieder zu sich zu nehmen, dann werde Gott ihm gnädig sein; für seine Wiederherstellung wolle sie beten. Zu-

gleich beschwor sie ihn, sie durch seinen Schwieger-  
sohn René d'Anjou, der auch der Schwager  
Karls VII. war, nach Frankreich bringen zu  
lassen. Es war aussichtslos, das von einem An-  
hänger der Burgunder und Engländer zu er-  
warten. René d'Anjou, kaum großjährig ge-  
worden, stand vielmehr im Begriff, dem Drängen  
seines Großonkels, des Kardinals von Bar, und  
des Herzogs nachzugeben, und Heinrich VI. Treue  
zu schwören. Mit seinem Abfall schwand die  
letzte Aussicht, Daucouleurs für Frankreich zu  
retten, da Baudricourt sich durch Vertrag ver-  
pflichtet hatte, wenn keine Hilfe kam, den Ort  
zu bestimmter Frist den Burgundern zu über-  
geben. Der Lothringer Herzog begnügte sich,  
Johanna einiges Geld zu schenken und sie nach  
Daucouleurs zurückzuschicken.

Auf der Reise nach Nancy erschien sie bereits  
in Männertracht. Einwohner von Daucouleurs  
hatten sie mit einer solchen ausgestattet. Ihr  
schwarzes Haar war kurz geschritten; sie trug  
ein Wams mit bis zu den Knien reichender  
Tunika, Beinkleider, hohe Ledergamaschen, Sporen  
an den Schuhen, eine schwarze Kappe, ein Pan-  
zerhemd. Mit Beiträgen anderer vermochte  
Lazart ihr ein Pferd um 168 Franken heutigen  
Geldes zu kaufen. Bertrand de Poulengy und  
Jean de Metz erklärten sich jetzt bereit, sie zum  
König zu bringen.

Daß Baudricourt inzwischen dem Hof Nach-  
richt von ihr gegeben habe, ist nicht erwiesen,

aber durch die Anwesenheit des königlichen Boten, Colet de Dienne, wahrscheinlich. Dieser vermittelte den Verkehr zwischen der königlichen Residenz Chinon und Daucouleurs und zahlte in Karls Auftrag im April auch Gelder zurück, die Baudricourt für die Reisekosten Johanna und ihrer Begleiter vorgeschossen hatte.

Denn auch er entschloß sich endlich, wo nicht an sie zu glauben, so doch sie ziehen zu lassen. Er gab ihr ein Schwert und stellte ihr sechs bewaffnete Begleiter, Jean de Metz, Poulengn, Colet de Dienne und drei Diener, die er eidlich verpflichtete, über ihre Sicherheit zu wachen. An einem Samstag nachmittag, 12. Februar 1429, ritt die kleine Schar durch das sogenannte französische Thor aus Daucouleurs fort. Es war der Tag der Heringsschlacht. Selbst Baudricourt hat später geglaubt, Johanna habe ihm diese zur Stunde, wo sie stattfand, verkündet. Damals berichtete er dem König schriftlich über sie, blieb aber dem ganzen Unternehmen so völlig abgeneigt, daß er mit den unwilligen Worten: „Geh' nur, geh', geschehe was da wolle,“ von der Jungfrau Abschied nahm. Ihre Anhänger tröstete sie mit der Versicherung, zu ihrer Sendung sei sie geboren; Gott werde ihr den Weg zum Dauphin bahnen. Von ihren Eltern hatte sie noch schriftlich Verzeihung erbitten lassen und diese auch erhalten, aber sie machten keinen Versuch mehr, die Tochter zu sehen oder von ihrem Vorhaben abzubringen.

## Chinon.

Die Reise ging durch Feindesland, mehr wie 150 Meilen weit, und man kennt annähernd den Weg, den die kleine Schar einschlug. Befestigte Orte mußten vermieden, und meist mußte des Nachts geritten werden. Es galt, die Aube, die Seine, die Nonne zu überschreiten. Nur zweimal, in der Abtei von Saint-Urbin, wo das erste Nachtlager bei einem Verwandten Baudricourts gehalten wurde, und zu Auxerre, in der Kathedrale, konnte Johanna heißer Wunsch, die Messe zu hören, auf dem Wege erfüllt werden. Sie mußte den Mut ihrer Begleiter durch die Beteuerung aufrecht erhalten, von ihren Brüdern des Paradieses sei sie auf Gottes Befehl ausgesandt, das Königreich Frankreich wiederzugewinnen. Die rauhen Männer hielten es für wunderbar, daß keine Versuchung sie beschlich, wenn das junge Mädchen unausgekleidet unter ihnen schlief, aber wohl nicht minder, daß sie ohne angegriffen und von Wegelagerern geplündert zu werden, mit heiler Haut bis nach Sainte-Catherine de Fierbois gelangten. Dieser vielbesuchte Wallfahrtsort lag in der Touraine; in der Kapelle ihrer Schutzheiligen hörte Johanna sogleich drei Messen, um sich für den lang entbehrten Gottesdienst zu entschädigen. Man war jetzt in der Nähe von Chinon. Dorthin ließ sie dem König schreiben, sie habe frohe Botschaft für ihn und bitte, er möge sie empfangen.

Diese Reise hatte wegen der verschiedenen Aufenthalte elf Tage beansprucht. Die Angaben über Johannas Eintreffen in Chinon schwanken zwischen dem 23. Februar und 6. März.

Am Hof hatte die Nachricht von der Ankunft Johannas in der Touraine kein sonderliches Aufsehen erregt. Visionäre waren ja zu wiederholten Malen in des Königs Nähe aufgetaucht, aber während Astrologen in hohem Ansehen bei ihm standen, hegte man in seiner Umgebung gegen Hexen und Zauberer großen Verdacht.

Diese Umgebung hatte seit Karls Regierungsantritt mehrfach gewechselt, aber niemals aufgehört, ihn zu beherrschen. Seine ersten Günstlinge waren Armagnacs, die Urheber des Mordes von Montereau. Mit des Königs Schwiegermutter, Violante von Aragonien, Witwe des Königs von Sizilien, Ludwig II. von Anjou, begann die Herrschaft Arthurs Grafen von Richemont, eines Bruders des mächtigen Herzogs der Bretagne. Königin Violante nützte, was Karl noch an Macht und Geldmitteln besaß, für ihre Sonderinteressen aus; Richemont wurde Connetable. Er war ein grausamer, aber tapferer, energischer Kriegsmann, der oft Partei gewechselt hatte, aber seit seiner Heirat mit einer Schwester des Herzogs von Burgund die Ausöhnung zwischen diesem und dem König erstrebte. Richemont wagte es, einen Günstling Karls, Giac, unter dessen Augen gefangen nehmen und hierauf ertränken



zu lassen. Da er häufig von Hof abwesend sein mußte, verfiel er auf den unheilvollen Gedanken, die Wahrung seiner Interessen einem abgeseimten Bösewicht, Mörder und Briganten, Georges de La Trémouille anzuvertrauen. Dieser verstand es, sich der Gunst des ihm anfangs abgeneigten Monarchen besonders dadurch zu versichern, daß er dessen Hang zur Untätigkeit entgegenkam; er spiegelte ihm auch vor, die Ausöhnung mit Burgund werde sich auf diplomatischem Weg erreichen lassen. Dann benutzte er die Rückkehr des Herzogs der Bretagne zur englischen Sache, um den Connetable dafür haftbar zu machen und ihn zu stürzen, worauf zwischen diesem und La Trémouille 1427 ein jahrelanger, innerer Krieg begann, an dem sich Karl beteiligte, obwohl seine Krone auf dem Spiel stand. Im Jahre 1429 war er so vollständig in den Händen von La Trémouille, daß keine Entscheidung ohne diesen getroffen wurde und er dem König und seinen Höflingen das Geld vorstreckte, das er in des Herrschers Namen erhob oder von den Bürgern königstreuer Städte durch gefürchtete Bandenführer erpressen ließ. Das war der an Anarchie grenzende Zustand am Hof zu Chinon, während das Schicksal der Monarchie sich vor den Mauern des verlassenen Orleans entschied. Die persönliche Erscheinung des sechsundzwanzigjährigen Königs, dieses jüngsten Sohnes eines Wahnsinnigen und einer ausgelassenen Frau, widersprach wohl durchaus dem Bilde,

das vor dem Geiſt der Jungfrau geſtanden haben mochte.

Karl hatte kurze Beine, vorgebogene Knie, eine ſchlechte Haltung, einen übermäßig ſtarken, unförmlichen Kopf, eine große Naſe, hervortretende Backenknochen, dicke, aufgeworfene Lippen, kleine, unſtet umherblickende Augen; er ſchien bereits in der Jugend abgewelkt und müde wie ein Greis. Sittliche Eigenſchaften beſaß er nicht; mißtrauiſch und unſtet nennen ihn diejenigen, die ihn am beſten kannten. Ein fremdes Geſicht flößte ihm Schrecken ein; entdeckte er ein ſolches an ſeiner Tafel, ſo hörte er auf zu eſſen. Seiner ſanften, aber nichtsſagenden Gemahlin Maria von Anjou war er damals noch ein treuer Gatte. Mit unvermindertem Eifer ſetzte er übrigens ſeine Andachtsübungen auch dann fort, als er längſt dem Trunk und den unwürdigſten Ausſchweifungen verfallen war. Seine Abhängigkeit von der Umgebung war ſo vollſtändig, daß keiner ſeiner Hiſtoriker beſtimmt zu ſagen wußte, wie Karl VII. eigentlich in bezug auf die Jungfrau geſinnt war. Seine Räte verhinderten ihn zwei Tage lang, ſie vorzulassen, und es hieß, La Trémouille habe ihr einen Hinterhalt gelegt, der aber mißlungen ſei.

Wie zu Daucouleurs, ſo gaben zu Chinon die Schilderungen von Johannis Begleitern und der Eindruck, den ſie bei der Bevölkerung hervorrief, den Ausſchlag. Oberhalb Chinon lag das befeſtigte, vom König bewohnte Schloß Le Cou-



Ankunft der Jungfrau von Orleans in Chinon am 6. März 1429.  
Ausschnitt eines flämischen Bildteppichs des XV. Jahrhunderts.  
(Im Museum Jeanne d'Arc.)

draß. In einem Turmgeschoß des weitläufigen Baues wurde Johanna untergebracht, und von dort geleitete sie Louis de Bourbon, Graf von Vendôme, am dritten Tag abends, bei dem Schein von fünfzig Fackeln in die große Halle, wo Höflinge und Wachen versammelt standen. Der König selbst hielt sich, in der Absicht Johanna zu täuschen, unter den Hofleuten verborgen. Sie zeigte keine Befangenheit, grüßte, als ob die Sitten des Hofes ihr bekannt seien, und ging gerade auf Karl zu. „Ich bin nicht der König,“ sagte er und verwies auf einen andern. Sie aber, von ihren Stimmen unterwiesen, verkündete laut, sie sei zu ihm, dem gentil Dauphin, gesendet, ihm und seinem Reich zu Hilfe zu kommen, die Belagerung von Orleans aufzuheben und ihn nach Reims zu führen.

Karl, obwohl erstaunt und etwas betroffen, war nicht so leicht zu überzeugen. Er übergab die Jungfrau der Obhut eines geachteten Ehepaars, stellte einen Pagen, den Imerguet oder Mugot genannten Louis de Coutes, in ihre Dienste und blieb zuwartend. Zu Le Coudrañ empfing sie hohe Besuche, denen sie auf Befragen Auskunft gab. Sonst pflegte sie sehr wenig zu reden, wogegen man sie häufig unter vielen Tränen betend fand. Da Vorsicht gebot, sich über ihr Vorleben genau zu erkundigen, wurden Franziskanerbrüder nach Domremy geschickt, deren Nachforschungen ihren fleckenlosen Ruf bezeugten. Königin Violante und zwei vornehme Frauen,

Blennerhassett, Jungfrau von Orleans.

die Damen von Gaucourt und von Trèves, fanden es nicht unter ihrer Würde, die Jungfräulichkeit Johannas zu prüfen, wodurch, nach dem Glauben der Zeit, die Macht des Teufels, der einer reinen Jungfrau nichts anhaben durfte, ausgeschlossen war. Karl sah Johanna zu wiederholten Malen und ließ einige Tage nach ihrer Ankunft einen Prinzen von Gebüt, den jungen Herzog von Alençon, von der Jagd, auf der er sich vergnügte, an den Hof kommen, um sie zu sehen. Bei seiner Ankunft fand der Prinz sie mit dem König im Gespräch; sie fragte, wer er sei; nachdem Karl ihn genannt hatte, hieß sie ihn mit dem Bemerken willkommen, je mehr vom königlichen Blute Frankreichs vereinigt seien, desto besser wäre es. D'Alençon und sie befreundeten sich seit dieser Stunde; er wurde ihr treuer Waffengefährte, sie nannte ihn den beau oder gentil duc und als sie eines Tags dem König nach einer Wiese folgte, wo er nach Tisch spazieren ging, und so geschickt mit ihrer Lanze spielte, daß d'Alençon davon entzückt war, schenkte dieser ihr ein schönes Pferd. Er brachte sie auch zu seiner Mutter, der verwitweten Herzogin der Bretagne, und zu seiner jungen Frau, der Tochter des gefangenen Herzogs von Orleans, der sie versprach, ihn unverfehrt zu ihr zurückzubringen. Sie soll ihm Dinge, die sich dann ereigneten, vorausgesagt haben. Ein späterer Bericht weiß allein von einem wunderbaren Zufall, der auf die Bevölkerung von Chinon den tiefsten Ein-

druck gemacht habe. Ein Berittener, der Johanna auf dem Weg zum König begegnete, sie ihres Namens La Pucelle wegen beschimpft und dabei Gott gelästert hatte, wurde von ihr mit den Worten zurecht gewiesen, er verleugne Gott und sei doch dem Tode so nahe. Bevor eine Stunde verging, sei der Mann ertrunken. Beglaubigt oder nicht, deutet diese Geschichte darauf hin, daß das Volk zu Chinon Johanna bereits als eine Heilige betrachtete, während vornehme Geistliche und Laien sie unablässig verhörten und sich gleichgültig, wenn auch noch nicht feindselig ihr gegenüber erwiesen. Sie bekannte später, sie habe zu Gott gefleht, sie vor den Kirchenleuten zu bewahren. Ihr kindliches Vertrauen setzte sie nach wie vor in den König. Ihn forderte sie auf, sein Reich dem König des Himmels zu übertragen, nur als sein Lehensmann zu regieren, seinen Feinden zu verzeihen und seinem Volk ein guter und gerechter König zu sein: dann werde Gott sich ihm, gleich seinen Vorfahren, gnädig erweisen.

### Poitiers.

Nun beschloß Karl, sich mit Johanna nach dem zwei Tagereisen von Chinon entfernten Poitiers zu begeben, wo seit 1418 und der Einnahme von Paris das Parlament, der höchste Gerichtshof seines Reiches, tagte. Von Theologen

und Bischöfen, dem Kanzler von Frankreich und Erzbischof von Reims, Regnault de Chartres an der Spitze, sollte dort die Jungfrau geprüft werden. Auf dem Weg sagte sie, sie wisse wohl, daß sie zu Poitiers viel Ungemach erdulden, aber daß „Messire“ ihr beistehen werde, und so wolle sie in Gottes Namen dahin gehen. Man führte sie in das Haus des reichen und angesehenen Generaladvokaten Rabateau, dessen Gattin, wie alle Frauen, die mit Johanna in Berührung kamen, sich freundlich ihrer annahm. Sechzehn Doktoren, unter ihnen der Bischof von Maguelonne, der zwölf Jahre früher eine Visionärin dem Feuertod überliefert hatte, begaben sich, von einem Ritter geleitet, in die Wohnung des ehrsamten Richters, wo sie Johanna auf einer Bank sitzend fanden. Als sie des ihr von Chinon her bekannten Ritters ansichtig wurde, klopfte sie ihm zutraulich auf die Schulter und meinte, sie würde sich freuen, mehr Leute von so gutem Willen zu sehen. Es begannen Verhöre, die Wochen hindurch währten und deren Protokolle leider verloren gegangen oder später absichtlich unterdrückt worden sind. Doch besitzt man sowohl das Schlußergebnis der Untersuchung als die Berichte zweier Zeugen. Sie lassen erkennen, mit welcher froher Zuversicht die Jungfrau damals auftrat und wie sie den oft recht absurden Fragen der gelehrten Gesellschaft zu begegnen wußte. Auf die Bemerkung, ob es einer bewaffneten Macht bedürfe, wenn es Gottes Rat-

schluß sei, die Engländer in ihr Land zurückzuschicken, erwiderte Johanna: „Im Namen Gottes, die Bewaffneten werden kämpfen und Gott wird den Sieg verleihen.“ Der Fragesteller, Guillaume Anmeri, fand die Antwort treffend. Bruder Séguin, „ein recht zuwiederer Mann“, fragte, welcher Sprache sich ihre Stimmen bedienten. „Einer besseren als die Eurige,“ entgegnete sie munter ausweichend: er sprach den Dialekt von Limoges. „Glaubt Ihr an Gott?“ fuhr der Doktor etwas gereizt fort: „Besser als Ihr,“ meinte sie im gleichen Ton. Ohne ein offenes Zeichen von oben, erwiderte Séguin, werde er dem König nicht raten, ihr Truppen anzuvertrauen: „In Gottes Namen,“ sprach sie, „ich bin nicht nach Poitiers gekommen, um Zeichen zu tun; aber führt mich nach Orleans, und ich werde Euch die Zeichen geben, wegen welcher ich gesandt worden bin. Sind der Leute noch so wenige, nach Orleans werde ich gehen.“ Zu Pierre de Versailles, dem spätern Bischof von Meaux, sagte sie: „Ich glaube wohl, daß Ihr gekommen seid, mich zu befragen. Ich weiß nicht A noch B; aber ich komme im Namen des Königs des Himmels, um die Belagerung von Orleans aufzuheben und den König nach Reims zu führen, damit er dort gesalbt und gekrönt werde.“ „Habt Ihr Papier und Tinte?“ zu Jean Crault gewendet: „Schreibt, was ich Euch sagen werde. Ihr, Suffort, Clavidas und La Poule, ich fordere Euch im Namen des Königs des Himmels auf, nach England zu gehen.“



Zu Poitiers gewann man den Eindruck, sie habe so klug, wie ein guter Geistlicher geantwortet, doch sei es wohl getan, sie geprüft und ihr nicht leichtfertig Glauben geschenkt zu haben. Das Gutachten der Doktoren gereicht ihnen zur Ehre und ist uns auch in deutscher Form erhalten. Der Schatzmeister Kaiser Sigismunds, Eberhard von Windeck, flocht es dem von ihm verfaßten Kapitel über die Jungfrau in seiner Geschichte des Kaisers ein:

„Der König hat seine und des Reiches Notdurft verstanden und die fleißige Sühne und das Gebet seines Volkes zu Gott angesehen: um dessentwillen soll er die Magd nicht verstoßen, noch verwerfen, die sich nennt von Gott gesandt, sondern soll ihre Hilfe zulassen, obwohl, was sie gelobt, menschlich ist. Auch soll er ihr nicht so bald noch so leichtlich glauben, sondern nach dem Gebot des Apostels S. Paulus, der da spricht: prüfet die Geister, ob sie von Gott sind. Man soll ihre Sitte und ihr Werk versuchen und mit andächtigem Gebet bitten um etliche göttliche Zeichen und Werke von Gott, an denen man erproben möge, ob sie von Gott kommt. Denn also gebot Gott dem König Achab zu tun . . . So hat es denn der König mit der Jungfrau gehalten, und man hat an der vorgenannten Magd kein Übel gefunden, denn alles Gute, Demütigkeit, Jungfräulichkeit, Geistlichkeit, Ehrbarkeit, Einfältigkeit, Stetigkeit in der Vollführung ihres Willens. Da ward dem König geraten, daß er sie nicht hindern solle, zu ziehen vor Orleans mit ihrem Volk und solle sie in Hoffnung auf Gott würdiglich geleiten, denn wenn man sie vertriebe, das wäre Widerstand wider den heiligen Geist und möchte man sich unwürdig machen der Gotteshilfe.“

Obwohl einzelne Mitglieder der Kommission ausdrücklich bezeugten, daß sich die Jungfrau in allem auf ihre Erscheinungen und Stimmen berufen und Karl in der nächsten Zeit andere Gutachten hervorragender Geistlichen über das Wundermädchen sich erstatten ließ, beschränkten sich die Kommissäre von Poitiers festzustellen, daß ihr Tun und Reden nichts gegen die Lehre der Kirche enthalte. Über die Visionen sprechen sie entweder gar nicht oder begnügen sich, die Lehre des Mittelalters über Visionen im allgemeinen zu wiederholen. Nach dieser Lehre wurden bei derartigen Erscheinungen wirkliche Vorgänge außerhalb des Menschen vorausgesetzt, aber nur die Kirche war zur Entscheidung berechtigt, ob es im einzelnen Fall um ein göttliches Wunder oder um teuflische Eingebung sich handelte. Nicht nur solange Johanna lebte, sondern über vierhundert Jahre nach ihrem Tode ist ein endgültiges Urtheil von dem in solchen Fällen allein berechtigten Richter, dem Papst, nicht gefällt worden. Gerade der freie Spielraum, der dadurch einer ihr feindlichen kirchlichen Partei gelassen wurde, sollte ihr zum Verderben gereichen.

Bis 1823 zeigte man zu Poitiers den wohl erhaltenen Randstein an der Straße, den sie zum Besteigen ihres Pferdes benutzte, und noch heute bewahrt man Bruchstücke desselben. Frohen Herzens mag sie die Stadt verlassen haben, wo sie zum erstenmal, und zwar glücklich, vor den Gottesgelehrten bestand. In aller Einfachheit des

Herzens hatte sie den rechten Ton gefunden, und aus ihrem Munde klang mit lebendiger Kraft und Anmut der volkstümliche Laut der Muttersprache.

So kehrte sie, ein Liebling des Volkes, nach Chinon zurück, wo sie den Titel Kriegsführer — *chef de guerre* — erhielt. Kein Wort des Tadels fiel damals über ihre Männertracht. Jacques Gelu, Erzbischof von Embrun, der im Mai, nach der Befreiung von Orleans, dem König über die Jungfrau berichtete, urteilt klar und vernünftig über diese ihr später zum todeswürdigen Verbrechen gemachte Handlungsweise: „Es ist anständiger, diese Dinge in Männerkleidern zu tun, da sie unter Männern geschehen müssen und es notwendig ist, sich deren Lebensweise anzupassen.“

Die Gegner Johannas, schon zu Chinon, waren die Politiker, die Räte des Königs. Sie hießen Regnault de Chartres, Erzbischof von Reims, ein Hofprälat, der sie stets behinderte; der alte Kriegsmann Raoul de Gaucourt, der eifersüchtig auf sie blieb und sich erst, als es zu spät war, zu ihr bekehrte; Robert Lemaçon, ein schwacher Mann, der von La Trémouille sich leiten ließ, und endlich dieser selbst, der schlimmste von allen, dessen Verhalten zwischen den Parteien schon damals an Verrat streifte.

Freunde fand sie unter den Kriegsleuten, die in ihrer rauhen Weise ihre Begeisterung verstanden. Der nächste an Bedeutung, der für sie eintrat, war der 1439 zum Grafen von

Dunois erhobene tapfere und ritterliche Bastard von Orleans.

Dieser junge Ritter, ein Sohn des ermordeten Herzogs und der Mariette d'Enghien, Dame von Canan, zählte vierundzwanzig Jahre. Des Herzogs edle und schöne rechtmäßige Gattin, die Mailänderin Valentine Visconti, hatte schon in seiner Kindheit so hohen Mut bei ihm wahrgenommen, daß sie ihn wie ihre eigenen Kinder liebte, sorgfältig erziehen ließ, an ihr Sterbebett entbot und ihm, „der ihr entwendet worden sei“, die Aufgabe stellte, seines Vaters Tod zu rächen. Dunois war einer der Verteidiger von Orleans und zu Rouvray verwundet worden.

Nach der dort erlittenen Niederlage beschlossen jetzt die Bürger der Stadt, wie es scheint im Einverständnis mit Karl, ihr Heil bei dem Herzog von Burgund zu suchen. Er sollte Orleans im Namen seines Veters, des Herzogs, zu Pfand übernehmen.

An der Spitze der mit diesem Auftrag beauftragten Gesandtschaft stand Saintrailles, der unter dem Herzog von Burgund Krieg geführt hatte. Er traf bei ihm in Flandern ein und fand günstige Aufnahme. Am 4. April begab sich Philipp mit Saintrailles nach Paris, um dort mit dem Herzog-Regenten zu verhandeln. Die Engländer aber verhielten sich, wie vorauszu sehen gewesen, schroff ablehnend. Sie seien nicht gewillt, äußerte Bedford, in den Büschen zu jagen, damit ein anderer die Dögel fange.

Orleans habe einen hohen Preis an Blut und Geld gekostet, kein anderer Besitz sei wichtiger als dieser, und er dürfe nicht denen entrißen werden, die ihr Leben dafür eingesetzt hatten. Als Herzog Philipp sich über solche Reden beschwerte, warf ihm Bedford seine Lauheit und seine steten Versuche, Friedensverhandlungen einzuleiten, vor. Es kam zu Drohungen gegen Burgund, der sich in Paris nicht mehr sicher fühlte, in sein Land abzog und gleichzeitig durch die nach Orleans zurückkehrende französische Deputation seinen Truppen den Befehl zukommen ließ, die englische Armee unverzüglich zu verlassen, was sie, wie sein Chronist berichtet, mit Freuden taten.

Auch ohne die Burgunder blieben die Engländer, durch feudale Hilfstruppen aus der Normandie und den eroberten Provinzen auf 6600 Mann verstärkt, immer noch entschlossen, die Belagerung zu Ende zu führen. Auf dem linken Ufer hielten sie die Tourelles. Auf dem rechten Ufer, nahe an der Loire, standen die Werke „Saint-Laurent“ in der Richtung gegen Blois nach Westen, „Saint-Loup“ nach Osten. Im Norden wurde an der Schanze „Paris“ gearbeitet. Eine Reihe von Verbindungsstraßen verband „Paris“ und „Saint-Laurent“. Im Nordosten, zwischen „Saint-Loup“ und „Paris“, blieb eine Lücke, weil man auf dieser Seite einen Angriff der Armagnacs nicht fürchtete.

Das war im März—April 1429 die Lage

vor Orleans, als Dunois, der an Stelle des erkrankten Gaucourt zeitweilig dort befehligte, von Johannas Ankunft in Chinon Kunde erhielt. Er schickte Abgesandte dahin, um Nachrichten über sie einzuholen und, was er hörte, bewog ihn, dem König den Rat erteilen zu lassen, er möge sich der Jungfrau bedienen.

Zugleich mit ihm boten seine Waffengefährten, der wegen seines berben Humors populäre, tapfere Haudegen La Hire, dann Saintrailles und andere Führer ihre Dienste im Feld der Jungfrau zur Seite an. Die Entscheidung drängte Orleans, auf seine eigenen Kräfte angewiesen, stand in höchster Gefahr.

## Das Zeichen des Königs.

Was aber überzeugte endlich den König? —

Drei nüchtern sachliche Zeugnisse liegen über eine Unterredung vor, deren Zeitpunkt nirgends angegeben ist, die aber jedenfalls zwischen ihm und Johanna schon zu Chinon stattfand.

Gaucourt sagt, er sei gegenwärtig gewesen, als die Jungfrau zum König sprach: „Gentil Dauphin, ich komme von Gott gesandt, Ihnen und dem Reich zu Hilfe.“

Bruder Pasquerel, ein Augustinermönch, Johannas Almosenier und Beichtvater, bezeugt im Prozeß zu Rouen, sie selbst habe ihm aus

dem Inhalt der Unterredung mit Karl folgendes mitgeteilt: „Ich sage dir im Auftrag von Messire, daß du der wahre Erbe Frankreichs und Sohn des Königs bist.“

Die unterstrichenen Worte stehen französisch im lateinischen Text der Prozeßakten, aber Pasquerel verriet damit kein Geheimnis, denn Johanna selbst sagt kurz und bündig in dem Ende April und zu Blois von ihr abgeschickten Brief an die Engländer: „König Karl ist von Gott der rechte Erbe, und ihm ist es offenbart durch die Magd.“ Damals war d'Aulon, ihr Hofmeister, bereits bei ihr. D'Aulon aber sagt später im Prozeß aus: „Die genannte Pucelle sprach geheim zum König und sagte ihm geheime Dinge, welche er (d'Aulon) nicht wisse, worauf der Herr (der König), mehrere seiner Räte, unter welchen der Zeuge, zu sich berief. Zu diesen sagte er, daß die Pucelle gesagt habe, sie sei von Gott gesandt, ihm zur Wiedergewinnung seines Reiches zu helfen.“

Im Juli 1429 schrieb Alain Chartier, des Königs Sekretär, an einen fremden Fürsten, „was Johanna dem König gesagt habe, wisse niemand; wohl aber sei es sehr offenbar, daß er darüber keine geringere Freude empfunden, als habe der hl. Geist selbst zu ihm gesprochen“.

Auch die „Chronik der Pucelle“ von 1429 und Briefe des Venezianers Morosini aus Flandern, vom Mai 1429, berichten von einem Geheimnis, von einer großen Sache, die der König getan

habe, die außer ihm und Gott niemand wissen konnte und die ihm die Jungfrau offenbarte.

Dunois erzählte gleichfalls dem Bischof von Lisieux, Thomas Basin, ihm habe der König gesagt, daß er der Jungfrau Glauben geschenkt habe, weil sie ihm so verborgene und geheimnisvolle Dinge mitteilte, daß außer ihm selbst kein Sterblicher sie ohne göttliche Offenbarung wissen konnte. Basin berichtet das in seiner nach 1449 verfaßten „Geschichte Karls VII.“

Erst nach 1515 schrieb Pierre Sala, ein Beamter Ludwigs XI. nieder, was er vom greisen Sire de Boisy, einem bevorzugten Kämmerer Karls VII., vernommen hatte. Zu Chinon war Boisy noch ein junger Page. Trotzdem wollte er von Karl selbst folgendes gehört haben:

In äußerster Drangsal und da er vergebens Abhilfe gegen so große Übel suchte, trat Karl eines Morgens allein in sein Oratorium; dort richtete er, ohne ein Wort zu sprechen, aus Grund seines Herzens folgende Bitte zu Gott: Wenn er, der wahre Erbe, aus dem Hause Frankreich entstammt sei und das Reich ihm von Rechts wegen zufalle, so möge es Gott gefallen, ihn zu bewahren und zu verteidigen; wenn nicht, ihn ohne gewaltsamen Tod oder Gefängnis entkommen lassen, nach Spanien oder Schottland, wo er in letzter Not eine Zuflucht suchen wolle. An dieses nur Gott bekannte Gebet erinnerte ihn Johanna und sprach: „Ich sage dir im Namen von Messire, daß du der wahre Erbe Frankreichs und Königssohn bist.“

Mit einigen Ausschmückungen und Varianten stand diese Erzählung aber bereits 1498 im



„Miroir des femmes vertueuses“ und hierauf im „Abréviateur du procès“ von 1500. Beide Chroniken wissen nicht zu sagen, wem der König diese vertrauliche Mitteilung machte.

Es bleibt das Zeugnis Johanna's in den späteren Prozeßverhandlungen gegen sie. Im allgemeinen hat sie sich auf die Aussage beschränkt, daß sie Offenbarungen in bezug auf den König gehabt habe, diese aber nicht mitteilen werde. Bei der ersten Begegnung habe sie ihn auf den Rat ihrer Stimme erkannt; nach einem Zeichen habe er an sie geglaubt, und dieses Zeichen habe sie ihm ohne Zeugen gegeben, obwohl bei dieser Gelegenheit viele Leute gegenwärtig gewesen seien.

Über dieses Zeichen oder Geheimnis, von dem so viele Zeitgenossen und in so bestimmter Weise reden, bleiben wir im Dunkeln. Es kann nicht die Frage der legitimen Geburt Karls gewesen sein, denn darüber hat die Jungfrau sich nicht nur gegen die Engländer und gegen Pasquerel, sondern beständig und bei jeder Gelegenheit ausgesprochen. Schon zu Daucouleurs wußte sie von der Frau — der Königin —, die Frankreich's Verderben verschuldet hatte. Die Rettung Frankreich's durch das Königtum Karls, „des wahren Erben“, blieb das laut verkündete Motiv ihrer Sendung, nicht etwa das Geheimnis, für das sie, lieber als es preiszugeben und den König bloßzustellen, zum nicht geringen Teil zu Rouen gerichtet worden ist.

Daß aber der König nach sechswöchigem Zögern zu Chinon und Poitiers ihr endlich Glauben schenkte, geschah unzweifelhaft in Folge des persönlichen Erlebnisses, als dessen glaubwürdigster Zeuge Dunois auftritt. —

Noch im April wurde ein zum Entsatz von Orleans bestimmtes Heer in Blois zusammengezogen. Auf dem Weg dahin, zu Tours, wohnte Johanna bei einer Hofdame der Königin und erhielt auf Karls Befehl ihre erste Rüstung angefertigt. Gleichzeitig wurde der Augustinermönch Pasquerel ihr Beichtvater, Almosenier und treuer Begleiter. Dann folgte ein Zwischenfall, der den tiefsten Eindruck auf das Volk machte.

Noch führte Johanna Baudricourts Schwert. Von ihren Heiligen erhielt sie jetzt den Auftrag, ein solches aus der Kirche der heiligen Katharina zu Sierbois, wo sie gebetet hatte, holen zu lassen und sich dessen zu bedienen. Es sollte, ihrer Angabe nach, nicht tief unter dem Boden, ganz nahe bei dem Altar liegen und mit fünf Kreuzen gezeichnet sein. Ein Waffenschmied, den Johanna nicht kannte, erhielt von der Stadt Tours den Auftrag, es zu holen. Das Schwert, das alt und rostig war, wurde an der angegebenen Stelle gefunden. Die Geistlichen, die der Kirche vorstanden, versahen es mit einem Futteral aus rotem Samt. Johanna selbst ließ ein solches aus Leder anfertigen und bediente sich einige Zeit hindurch dieses Schwertes.

„Dierzigmal mehr aber,“ so versicherte sie, „habe sie ihr Banner geliebt.“

Nach ihrer Anweisung wurde das Banner von einem Maler zu Tours gefertigt, aus grobem, weißem Linnen, mit eingestickten goldenen Lilien und dem Bilde Gottvaters, die Weltkugel haltend, je ein Engel rechts und links, auf der Rückseite das Bild der Mutter Gottes und die Aufschrift: Jesus Maria.

So war sie kriegerisch ausgestattet und erhielt vom König ein Gefolge. Es bestand aus ihren beiden Reisegefährten Jean de Metz und Poulengy, Bruder Pasquerel, dem Haushofmeister Jean d'Aulon, den beiden Pagen Louis de Coutes und einem gewissen Raimond, zwei Herolden und einigen Dienern. Johannas Brüder, Jean und Pierre, trafen aus Domremy ein und begleiteten sie auf dem Zug nach Orleans, wo sie gastlich aufgenommen und ausgerüstet wurden. Johanna selbst erwähnt die Brüder nur zweimal vorübergehend, und zwar im Prozeß, um zu bemerken, daß sie ihnen ihre Habe anvertraut und der König sie beschenkt habe. Ein näheres Verhältnis zu ihnen, die nur dem Glückstern der Schwester folgten, bestand augenscheinlich nicht.

Erst am 25. April, nach fast zweimonatlichem Aufenthalt zu Chinon, zu Poitiers, dann wieder zu Chinon und zu Tours, kam die Jungfrau nach Blois, wohin, auf des Königs Geheiß, jetzt Ritter mit ihren Mannen aus den umliegenden Provinzen freudig eilten. Im Gegensatz zu den

fremden Hilfstruppen Karls vereinigte sich zu Blois ein nationales Heer von etwa 3000 Mann, ein erster von Johanna erzielter Erfolg.

Welcher Art die in jahrzehntelangen Kämpfen zu Bandenführern eines Raub- und Mordgesindels gewordenen Marschälle und Hauptleute Karls waren, läßt sich aus der Geschichte eines derselben, des berühmten Gilles de Rais erkennen. Dieser damals fünfundzwanzigjährige mächtige Bretoner, ein Alchimist und Satanist, in dem man den Prototyp des Ritters Blaubart erkennen wollte, war ein Unmensch, der Hunderte von unschuldigen Kindern auf das schändlichste und grausamste mit eigener Hand ermordete, viele Mitschuldige hatte und endlich 1440 auf dem Scheiterhaufen reuig und mit der festen Zuversicht, Gott werde ihn der Freuden des Paradieses theilhaftig werden lassen, für unerhörte Greuel und Verbrechen büßte. Das Beispiel steht nicht vereinzelt. In diese Welt der Roheit und des Lasters trat mit der Jungfrau ein Element der Reinheit und Unschuld. Mit einer Autorität, die niemand ihr verlieh, aber auch keiner anzutasten wagte, befahl sie das fluchende, zehrende, an Plündern gewöhnte Kriegsvolk zur Buße und Beichte. Sie ließ die Weiber, die dem Heere folgten, fortschicken und wollte keine schlechten Sitten, kein Fluchen und Schwören dulden. Nach bäuerlicher Art gebrauchte sie selbst nur den harmlosen Spruch: „Bei meinem Stock — par mon martin,“ und selbst La Hire wagte es in

Blennerhassett, Jungfrau von Orleans.

5

ihrer Gegenwart wenigstens nicht, auf anderes zu schwören. Um eine zweite Fahne, mit dem Bild des Gekreuzigten, die sie hatte anfertigen lassen, sammelte sie Priester und Mönche und ließ morgens und abends Hymnen singen und beten. An der Spitze des Heeres, unter dem Gesang des *Veni Creator*, zog sie am 28. April von Blois nach Orleans.

Den Befehl über die Truppen erhielt sie nicht. Um von seinen Hauptleuten geführt zu werden, nicht um zu führen, vertraute jenen der stets mißtrauische Karl Johanna an. Dagegen war sie es, die vor dem Abzug aus Blois den von ihr diktierten Brief an die Engländer absandte.

Sein authentischer Wortlaut ist der folgende:

„König von England und Ihr, Herzog von Bethford, der Ihr Euch Regent von Frankreich nennt, Ihr Guillaume de la Proule, Graf von Suffort, Jean Sire de Thalebot, und Ihr Thomas Sire d'Escalles, die Ihr Euch Hauptleute Bethfords nennt, werdet dem König des Himmels und dem königlichen Blut gerecht und liefert der Magd — Pucelle — die Schlüssel aller guten Städte aus, die ihr in Frankreich genommen und vergewaltigt habt. Sie ist von Gott, dem König des Himmels gekommen, um das königliche Blut zurück zu verlangen; sie ist ganz bereit, Frieden zu schließen, wenn ihr das Rechte thut, Frankreich in Ruhe lassen und zahlen wollt, was ihr schuldig seid. Ihr alle, Bogenschützen, Krieger, edle und andre, die ihr vor Orleans seid, geht im Namen Gottes fort. Tut ihr das nicht, so wartet auf Neuigkeiten von der Magd. König von England, tut Ihr das nicht, so bin

ich Haupt des Krieges, und wo immer ich Euch und Eure Leute in Frankreich finde, will ich euch laufen machen, es sei euch lieb oder leid, und wollt ihr nicht gehorchen, werde ich euch alle töten lassen, so ihr aber gehorcht, euch barmherzig sein. Ich bin hergekommen von Gottes wegen, euch alle aus Frankreich zu stoßen, Leib gegen Leib. Seid nicht der Meinung, daß ihr das Reich behalten werdet, denn allein König Karl soll es behalten, der ist von Gott der rechte Erbe, und ihm ist es offenbart durch die Magd; nach dem Willen des Königs des Himmels wird er in Paris mit gutem Gefolge einziehen. Wollt ihr die Botschaft Gottes und der Magd nicht glauben, so wollen wir, an welchem Ort wir Euch finden, dreinschlagen und stechen und ein so großes Hahay (Kriegsgeschrei) machen, wie es in Frankreich seit tausend Jahren nicht gehört worden ist. Und glaubet fest, daß der König des Himmels der Magd mehr Hilfe senden wird, als ihr mit allen Angriffen gegen sie und ihre guten Waffengefährten aufbieten könnt. So wird sich zeigen, wer das bessere Recht hat, der Gott des Himmels oder ihr. Herzog von Bethford, die Magd bittet und drängt, Euch nicht vernichten zu lassen. Wenn Ihr auf sie hört, könnt Ihr noch in ihrer Gesellschaft dahin kommen, wo die Franzosen die schönste Tat verrichten werden, die jemals in der Christenheit getan wurde. Also antwortet in der Stadt Orleans, ob Ihr Frieden machen wollt. Tut Ihr das nicht, so wird Euch bald großer Schaden treffen.“

Der Brief, vom Dienstag in der Karwoche, folglich vom 20. März 1429, zur Zeit, wo sie in Poitiers war, datiert, ist in jeder Beziehung merkwürdig. Nur die Worte „Leib für Leib“, „Ich bin Haupt des Krieges“ und „liefert der Magd“ hat Johanna zu Rouen nicht als die

ihrigen anerkannt. Dagegen legt der Brief einen dreifachen Zweck ihrer Sendung fest. Sie sprach zu den Engländern nicht von dem Zug nach Reims, sondern von dem Einzug des Königs in Paris und von Frankreichs Befreiung. Auf dem Weg nach Orleans, von Anhängern des gefangenen Herzogs umgeben, von seiner opferwilligen, bedrängten Stadt sehnsüchtig erwartet, tritt sein Schicksal für sie in den Vordergrund. D'Alençon, ihr intimster Vertrauter, bezeugt vier Gründe ihrer Sendung: Orleans befreien, den König nach Reims geleiten, die Engländer vertreiben, den Herzog von Orleans aus ihren Händen nehmen. Dieser war unter dem königlichen Blut gemeint, das sie im Namen Gottes zurückverlangte. Um den König zu überzeugen, stellte sie das nächste, die Befreiung von Orleans und seine Krönung; in den Vordergrund. Der treuen Stadt bot sie die Befreiung ihres Herzogs: Perceval de Boulainvilliers meldete am 21. Juni 1429 die Nachricht voll Freude dem Onkel des Herzogs, Philipp Maria Visconti, nach Mailand. Damals und immer blieb die Befreiung Frankreichs das Ziel, ein Kreuzzug gegen die Ungläubigen — die Sarazenen, wie sie später sagte —, der Abschluß ihrer Sendung.

Mit der Zuversicht des Gelingens verband sie das aufrichtige Bestreben, kein Blut zu vergießen. Jeder kriegerischen Handlung schickte sie Anerbietungen des Friedens voraus. Erst wenn diese verworfen wurden, schritt sie zum Kampf.

Lehnten die Engländer ihre Bedingungen ab, so war sie auf dem Weg nach Orleans entschlossen, direkt gegen Talbot und die englische Hauptmacht vorzugehen. Ihre Versicherung aber, die Feinde würden sich nicht rühren, auch wenn der von ihr vorgeschlagene Weg zwischen ihre stärksten Schanzen hindurchführe, fand keinen Glauben. Den meisten Hauptleuten schien die ganze Sache doch immer noch „so abenteuerlich und nur eines Versuches wert“, daß sie die der Gegend unkundige Jungfrau einfach täuschten. Statt auf dem rechten Ufer der Loire vorzugehen und die besetzte Linie zu durchqueren, die im Norden des Stroms und im Westen der Stadt die von Blois kommende Straße sperrte, führten sie die Jungfrau durch die Sologne, am südlichen Ufer entlang, zwei Meilen über Orleans hinaus. Der Marsch dauerte zwei Tage, denn das kleine Heer war durch 600 Karren mit Lebensmitteln und Munition und 400 Stück Vieh behindert, die in zwei Abteilungen der bereits durch Hunger und Krankheit heimgesuchten Stadt zugeführt werden sollten. Königstreue Städte und Königin Violante hatten diese Vorräte aufgebracht.

Auf freiem Felde in ihrer Rüstung schlafend, verbrachte Johanna die erste Nacht und erwachte ganz krank und zerschlagen. Nachdem sie der Messe beigewohnt und die Kommunion empfangen hatte, ging der Zug weiter, bis zu einem hochgelegenen Ort an der Loire, Olivet genannt.



Mit schmerzlicher Entrüstung erkannte jetzt Johanna, daß sie den falschen Weg geführt worden sei. In der Ferne, über dem Strom, lag Orleans vor ihr. Aus dem Burgundertor zog Dunois mit einer Schar Bewaffneter dem Entsatzheer entgegen und setzte über die Loire, um mit den Befehlshabern des Konvoi, den Sires de Loré und de Rais, Rat zu halten und die Jungfrau zu begrüßen.

„Seid Ihr der Bastard von Orleans?“ frug erregt Johanna. Er bejahte und sagte, er freue sich ihrer Ankunft. „Seid Ihr es,“ fuhr sie fort, „der den Rat gab, ich solle auf dieser Seite des Flusses und nicht gerade gegen Talbot und die Engländer hierher kommen?“

„Ich und weisere als ich erteilten den Rat, weil wir besser und sicherer zu tun glaubten,“ entschuldigte sich der Bastard. Er fügte nicht hinzu, daß die Hauptleute des Königs dem überlegenen Feind gar nicht zu begegnen wagten, sondern den Plan gefaßt hatten, nach Landung des Transports nach Blois zurückzukehren und dort Verstärkungen zu erwarten. Nun aber ging das Wasser hoch, der Wind blies entgegen und die schweren Boote aus Orleans kamen stromaufwärts nicht von der Stelle, während dem Heer gegenüber, auf dem andern Ufer, die englische Schanze von Saint-Loup drohte: „Ihr habt mich täuschen wollen und Euch selbst getäuscht,“ rief Johanna erzürnt; „nicht meinethwegen, sondern Gottes wegen, der die Bitten des hl. Ludwig

und des hl. Karl des Großen erhört hat, sich der Stadt erbarmt und es nicht dulden will, daß die Feinde den Leib des Herzogs von Orleans und seine Stadt haben sollen.“

Da plötzlich schlug der Wind um, die Boote konnten eine sichere Landungsstelle, wohin das Heer folgte, erreichen und mit den glücklich eingeschifften Vorräten in die Stadt zurückgelangen, während ein Teil der Besatzung den Feind durch einen Ausfall vor Saint-Loup beschäftigte.

Dunois gestand, daß er seit dieser Stunde an die Jungfrau geglaubt habe. Sein Bestreben richtete sich jetzt darauf, sie, wenn auch allein, unverzüglich nach Orleans zu bringen. Das Heer aber sollte zurück nach Blois; Johanna wollte sich jedoch von ihm nicht trennen. Erst nach langer Überredung, und nachdem die Führer feierlich versprochen, auf dem ursprünglich von ihr gewollten Weg sobald als möglich wiederzukehren, willigte sie darein, sich mit Dunois, La Hire und zweihundert Lanzen einzuschiffen. Im Dorf Chézy, am andern Ufer, wartete man die Dunkelheit ab. Um 8 Uhr abends, am 29. April, bei Sackelschein, hielt die Jungfrau ihren Einzug in Orleans.

## Die Befreiung von Orleans.

Die lang ersehnte, vorgezeichnete Stunde war gekommen, Johanna befand sich am Ort ihrer Bestimmung.

In voller Rüstung ritt sie ein weißes Roß; voran wurde ihr Banner unter Priestergefang getragen. Der Jubel war unbeschreiblich; man drängte sich an die Jungfrau heran, bewunderte ihre schöne, ritterliche Haltung, und die Bürger von Orleans fühlten sich gestärkt und schon wie befreit durch die in dieser einfachen Magd sich offenbarende Kraft, die sie auf Gott vertrauen und nicht verzagen hieß: „Alle betrachteten sie mit großer Liebe, Männer, Frauen und Kinder.“ Sie begab sich vor allem zur Hauptkirche Sainte-Croix, um Gott zu danken, und hierauf zum Schatzmeister des Herzogs, Jacques Boucher. Er war ein reicher Herr und ein begeisterter Patriot und sein Haus eines der schönsten der Stadt. Orleans aber wollte die Kosten für Johanna's Aufenthalt und den ihrer Brüder tragen. Vom ersten Augenblick ihres Erscheinens stand die Bürgerschaft der Stadt mit schwärmerischer Liebe, Bewunderung und nie mehr versagender Treue zur Pucelle.

Die erste Nacht verbrachte sie mit Bouchers kleinem Töchterchen in einem Bette schlafend. Am nächsten Morgen ließ sie die Besatzung, zum letztenmal ohne sie zu begleiten, zu einem unbedeutenden Ausfall, der mißlang, vorgehen. Noch hatten nämlich die Engländer ihren Brief nicht beantwortet, und so hielt sie ihr Versprechen, nur gezwungen zu den Waffen zu greifen. Am Abend des 30. April forderte sie diese Antwort und die Freigebung ihres

Herolds. Der Bote kam zwar dieses Mal zurück, meldete aber, daß die Engländer Johanna mit Spott und Hohn überhäuften, sie Häretikerin, Betrügerin, Hexe, Armagnacsdirne und Kuhmagd nannten. Sie drohten, sobald sie ihrer habhaft würden, sie dem Feuertod zu überliefern und ihrem Herold das gleiche Schicksal zu bereiten; nur die Zustimmung der ganz englisch gesinnten Pariser Universität sollte abgewartet werden. Nichts von dem werde geschehen, versicherte die Jungfrau. Obwohl über den ihr zugefügten Schimpf empört, machte sie einen neuen Vorschlag zum Frieden. Sie erschien selbst am befestigten Brückenkopf, den Tourelles gegenüber, und forderte Glasdale und die Seinen auf, sich zu ergeben. Noch einmal warfen sie ihr fürchterliche Drohungen und Schimpfsworte ins Gesicht: „Ihr lügt!“ rief sie ihnen zu und kehrte in die Stadt zurück.

Trotzdem bot sie am 1. Mai abermals persönlich freien Abzug: „Sollen wir uns etwa einem Weib ergeben?“ spottete der Bastard von Glanville. Aber kein Engländer richtete sein Geschloß gegen „die Hexe“. Sie hatte den Bürgern von Orleans die glückliche Rückkehr des Heeres verheißen. Aber wie sie es gefürchtet hatte, standen dessen längst wieder wankend gewordene Führer und des Königs Räte im Begriff, es aufzulösen. Dunois mußte nach Blois eilen, um das zu verhindern. Mit solchen Werkzeugen hatte es die Jungfrau zu tun! Sie benutzte die

Frift, um die Lage der englischen Werke in Augenschein zu nehmen. Das Volk folgte ihr, wohin sie ging, drang in das Haus Bouchers, um sie immer wieder zu sehen und aus ihrem Munde Verheißungen des Siegs zu hören. Bei dem Herrn des Himmels, wiederholte sie mit unerschütterlicher Zuversicht, sei kein Ding unmöglich.

Die Engländer schienen wie gelähmt, während sich der Belagerten die Überzeugung bemächtigte, der Jungfrau werde niemand widerstehen.

Am 4. Mai näherten sich endlich, und zwar diesmal von Norden her und durch die Beauce kommend, jedoch um ein Drittel vermindert, die Streitkräfte aus Blois. Johanna zog ihnen mit La Hire und etwa 500 Bewaffneten entgegen, und unbehindert gelangten die königlichen Truppen in die belagerte Stadt.

Am selben Nachmittag meldete Dunois der Jungfrau, daß Sastolfe, der Sieger von Rouvran, mit Vorräten und Ersatztruppen nahe. Die Nachricht war falsch, denn der tapfere aber vorsichtige englische Führer kam überhaupt nicht mehr nach Orleans.

Die Jungfrau aber überkam frohe Kampfeslust: „Bastard, Bastard,“ rief sie, „im Namen Gottes befehle ich dir, mir Sastolfes Ankunft zu melden; käme er, ohne daß ich es wüßte, ich ließe dir den Kopf abschlagen!“ Im gleichen Ton versprach es Dunois, worauf sich Johanna beruhigt

aufs Bett warf, um von den Anstrengungen des Tages etwas zu ruhen.

Plötzlich erwachte sie und weckte den ebenfalls schlafenden d'Aulon. Ihre Stimmen, rief sie ihm zu, befahlen ihr, ungesäumt gegen die Engländer vorzugehen, doch wisse sie nicht, ob wider Sastolfe oder wider die Schanzen. Während d'Aulon und Bouchers Frau ihr hastig die Rüstung befestigten, drang wilder Lärm von der Straße her. Die Engländer, so klagten die Leute, fügten den Ihrigen großen Schaden zu! Wie die andern, so hatte auch Dunois die Jungfrau betrogen und ihr nicht gesagt, daß er und die andern Führer einen Angriff auf die einzige östlich gelegene Schanze, auf Saint-Loup, geplant hatten, nicht um Sastolfe zu begegnen, sondern um einen zweiten Transport durch diesen Ausfall zu decken. Johanna stürzte aus Bouchers Haus und begegnete ihren Pagen Mugot: „Ha, blutiger Knabe, du sagst mir nicht, daß Frankreichs Blut fließt? Schnell hole mein Pferd.“ Die Funken flogen unter ihren Hufen, als sie die Hauptstraße entlang und zum Burgunder Thor hinaus ritt, die Fahne in der Hand, die ihr noch durch das Fenster gereicht worden war. So kam sie vor die den Übergang über den Strom beherrschende Schanze von Saint-Loup, die tapfer verteidigt wurde. Zum erstenmal sah die Jungfrau das Schlachtgetümmel.

Mutig, die Fahne in der Hand, drang sie bis an den Wall und feuerte die Ihrigen zum

Angriff. Er währte drei Stunden, dann fiel das Werk; 200 Engländer, sagte Dunois, verjagten bisher 400 der Unsrigen, aber von dieser Stunde an nahmen es 400 der Unsrigen mit der ganzen Macht des Feindes auf. Jean de Bueil, ein anderer französischer Führer, bemerkt, daß solch eine, von der andern getrennte Schanze, seiner Meinung nach, überall wo sie errichtet worden, dem Gegner mehr als denjenigen, denen sie gehörten, genügt hätte. Immerhin war es das erstemal, daß es den Franzosen gelang, eine derselben zu nehmen. Und hier knüpft die Kritik mit der Streitfrage an, ob die Jungfrau von Orleans strategischen Blick, ob sie Feldherrngabe besaß? Einer ihrer besten Biographen, Professor Sichel, antwortet:

„Es haben später alle, die mit ihr in Orleans lagen, ihren militärischen Scharfblick bewundert, der ebenso wie ihre politische Einsicht aus der ihr angeborenen freien Anschauung, aus ihrem bei aller Begeisterung nüchternen Verstande entsprang; dieser Scharfblick entwickelte sich, sobald sie den Kampfplatz betreten und die Bedingungen des Kampfes überschaut hatte, und sie bewährte ihn nun sofort in Orleans im Großen und im Kleinen, im Entwurf des ganzen Planes wie in der Einzelausführung, bei der sie, die zuvor kein Geschütz gesehen, die alten Artilleriemeister in der geschickten Verwendung der Bombarden und Kanonen übertraf. Und was der Verstand ihr eingab, wußte sie mit dem Mute gläubigen Vertrauens zu vertreten.“

Unwissend und einfältig in allem, mit Ausnahme der Kriegsangelegenheiten, die sie besser

als die meisten verstand: so beurteilten die Jungfrau Alençon, Gaucourt, Dunois, de Termes, d'Aulon, Alain und Jean Chartier, Perceval de Cagny, lauter Kampfgenossen oder Zeitgenossen. Auf deren Zeugnis gestützt, schließt Michelet, Johannis Originalität sei nicht in ihren Visionen, sondern in ihrer gesunden Vernunft begründet gewesen. Todesverachtung und Begeisterung aber schöpfte sie aus einer höheren Quelle. Diese Kennzeichen des Heldentums rissen die Menschen, die Bürger Orleans vor allem, hin und gewannen ihr die Führerschaft, die ihr der König und seine Räte engherzig verweigerten. „Pucelle de Dieu“ nannten sie selbst Engländer. Nur auf übernatürliche Weise vermochten die Augenzeugen ihrer Taten sich zu erklären, wie dieses arme Dorfkind, — diese kleine bergerette — dazu kam, erfahrenen Kriegsleuten zu widersprechen, ihren Willen gegen sie durchzusetzen, den Feind zu schlagen, ohne daß jemals genügender Aufschluß auch nur darüber erteilt worden wäre, wie sie die Reitkunst und die Führung der Lanze erlernte. Daß sie im Schlachtgewühl, wo noch Mann gegen Mann kämpfte, sich nicht des Schwertes bediente, sondern mit einer kleinen Art oder der Lanze sich verteidigte und ihre Fahne trug, wird häufig, wenn auch nicht übereinstimmend bezeugt.

Sie selbst hat stets erklärt, nie habe sie mit eigener Hand einen Feind getötet. Keine Kritik aber vermag die Tatsache zu erschüttern, daß



Orleans sich vor Johannes Erscheinen verloren gab und daß mit ihr der Sieg in seine Mauern einzog.

Sie erkaufte ihn mit vielen Tränen, denn sie blieb ein Weib, und der Anblick des vergossenen französischen Blutes „machte ihr das Haar zu Berge stehen“. Sie weinte über die Toten, die ohne Sakrament gestorben waren. Geistliche oder solche, die sich dafür ausgaben und bei ihr Schutz suchten, brachte sie in ihrem Absteigequartier in Sicherheit. Ein verwundeter Engländer starb einst, von ihr getröstet, das Haupt in ihrem Schoß.

Nur zwei Franzosen seien gefallen, schrieb Karl VII. am 10. Mai 1429 an die Bewohner von Narbonne: Die Verteidiger der nächsten Schanzen hätten es nicht gewagt, den Ihrigen zu Hilfe zu kommen.

Auf den 5. Mai fiel das Himmelfahrtfest. Die Jungfrau empfing die Sakramente und verlangte, daß niemand, ohne gebeichtet zu haben, am andern Morgen in den Kampf ziehen sollte. Sie erneuerte den Befehl, schlechte Weiber zu entfernen, damit Gottes Zorn nicht herausgefordert werde.

Zum dritten- und letztenmal schrieb sie an die Engländer, heftete den Brief an einen Pfeil und ließ diesen in das feindliche Lager schießen. Sie erbot sich, die Gefangenen von Saint-Loup im Austausch für ihren Herold frei zu geben, und weinte bitterlich, als neue Beschimpfungen

gegen sie ausgestoßen wurden, „aber der Herr tröstete sie“.

Noch einmal wagten es die Hauptleute, ohne sie den Plan für den bevorstehenden Angriff gegen die Tourelles zu entwerfen. Es wurde ein geheimer Kriegsrat gehalten. Der Kanzler des Herzogs von Orleans und Dunois teilten ihr nach demselben nur mit, daß die Bürgermiliz dazu bestimmt sei, einen Scheinangriff gegen die Verschanzung von Saint-Laurent auszuführen. Sie erriet, daß man ihr nicht alles sagte, und frug scharf, was beschlossen worden sei? Sie habe größeres mitzuteilen. Die Unterredung fand in Bouchers Haus statt; erregt ging die Jungfrau im Saal auf und ab. Da bat sie Dunois, sich zu beruhigen, und gestand ihr, daß wenn der Angriff gelang, die Ritterschaft die Loire passieren und die Tourelles angreifen sollte.

Sie willigte ein, aber der Plan blieb nicht geheim, und am 6. Mai, früh morgens, sammelten sich die Bürger in Scharen am Burgunderthor und verlangten mit den Edelleuten nach den Tourelles und nicht anderswohin geführt zu werden. Dort stand Gaucourt, der das Thor schließen und den Durchzug verweigern ließ. Es drohte ein Kampf zwischen ihm und den Bürgern. Da riefen diese die Jungfrau zu Hilfe. Sie erschien und wandte sich erzürnt und entschlossen an Gaucourt: „Ihr seid ein böser Mann, diesen Leuten den Auszug zu verweigern,“ sprach sie zu ihm. „Ob Ihr es wollt oder nicht, sie werden gehen

und sich so gut halten, wie das letztmal.“ Gaucourt, gegen den die Bürger Todesdrohungen richteten, und der kein französisches Blut vergießen wollte, entschloß sich nachzugeben, ließ das Thor weit öffnen, rief den Bürgern zu, er wolle ihr Führer sein, setzte mit ihnen über die Loire und man gelangte zur Schanze von Saint-Jean-le Blanc, die, von den Engländern bereits verlassen, jetzt von den zuerst gelandeten Franzosen zerstört wurde. Von da ging es zum Angriff gegen das vor den Tourelles aufgerichtete Werk Saint-Augustin. Der Kampf war in vollem Gang, aber die Ritterschaft noch nicht eingetroffen, als die Pucelle, von La Hire gefolgt, nachmittags über die Loire setzte. Sie stieg zu Pferd und ritt unverzüglich auf den sich tapfer wehrenden Feind los.

Endlich zeigten sich die Banner des Bastards, des Marschalls von Boussac, des Sire de Rais. Sie waren von der Artillerie gefolgt, und vor der Augustinerschanze standen jetzt etwa 4000 Franzosen. Es war Abend geworden, als die Jungfrau, an der Spitze der Ihrigen und mit dem Ruf, kühn vorzudringen, ihr Banner am Rand des den Palisaden entlang laufenden Grabens aufpflanzte. Die Verpalisidierung wurde gestürmt, die Verschanzung und das alte Augustinerkloster vom Feind gefäubert, und alle Engländer, die nicht in die Tourelles entkamen, wurden getötet oder gefangen. Das Hauptwerk selbst, das Vorräte und Kriegsmaterial enthielt, ließ Johanna, um

Plünderung zu verhindern, in Brand stecken. Vom Kampf erschöpft, kehrte sie mit den Heerführern für die Nacht in die Stadt zurück. Obwohl es Freitag war, fastete sie gegen ihre Gewohnheit nicht und wollte sich eben zur Ruhe begeben, als ein ungenannter Ritter sie zu sprechen verlangte. Der Anblick der in nächster Nähe vor ihnen liegenden Tourelles hatte des Königs Hauptleute, trotz ihres Sieges, umgestimmt. Sie ließen daher die Jungfrau durch jenen Ritter wissen, daß sie des Königs Hilfe zu erwarten und am nächsten Tag den Kampf nicht wieder aufzunehmen gedächten, da jetzt die Stadt mit Lebensmitteln gut versorgt und in der Lage sei, sich zu halten, während ein Angriff der Engländer gegen Orleans zu befürchten stand, wenn man es verließ, um vor den Tourelles zu kämpfen.

Diese Mitteilung mag die Jungfrau wenig erstaunt haben. Seit den Tagen von Chinon hörte sie nichts anderes als Ratschläge kluger Vorsicht. Sie begnügte sich, dem Ritter zu antworten: „Ihr seid in eurem Rat, ich bin in dem meinigen gewesen. Glaubet, daß Gottes Rat sich erfüllen und standhalten und der andere untergehen wird.“ Dann zu Pasquerel, der darüber berichtet hat, gewendet: „Steht morgen früh auf, denn Ihr werdet mehr als heute zu tun bekommen. Bleibt immer in meiner Nähe, denn morgen werde ich viel zu tun haben, mehr als ich jemals tat; morgen wird mein Blut oberhalb der Brust mir aus dem Körper fließen.“

Blennerhassett, Jungfrau von Orleans.

6

Des andern Morgens, 7. Mai, nachdem sie die Messe bei Pasquerel gehört, rüstete sich die Jungfrau zum Kampf. Ihr Gastherr brachte ihr zur Stärkung einen Maifisch. „Hebt ihn auf,“ sagte sie scherzend, „und ich werde Euch einen Godon zum Abendbrot zurückbringen, der sein Teil davon essen wird.“ „Godon“ war der Spitzname der Engländer, weil sie God dam als Fluchwort gebrauchten.

Johanna schwang sich zu Pferd: „Wer mich liebt, der folge mir, heute abend kehren wir über die Brücke wieder,“ sagte sie zu Abgesandten ihrer treuen Bürgerschaft! Seit 199 Tagen war die Brücke für die Bewohner Orleans gesperrt gewesen!

Wie am Vorabend Gaucourt, so folgten dieses Mal die Ritter und Heerführer widerwillig aber vollzählig der Jungfrau. Sie allein gehen zu lassen, durften sie nicht wagen; ohne sie durfte sie nicht siegen. Man setzte über die Loire und vereinigte sich mit den Kriegsleuten, die über Nacht vor den Tourelles gelagert hatten. Dort befehligte der tapfere und gefürchtete Glasdale etwa 600 Engländer, denen die Franzosen an Zahl weit überlegen waren. Aber das Schicksal der Schlachten hing in jenen Tagen nicht von der Überzahl, die man schlecht oder gar nicht zu gebrauchen verstand, sondern von der Stärke, Tapferkeit und Verwegenheit einzelner im Handgemenge ab. Ihnen allen zog die Jungfrau voran zu einem blutigen, dreizehnstündigen Kampf.

Sie legte Schwert und Streitart beiseite, um keinen Menschen eigenhändig zu töten. Nur ihr Banner in den Händen drang sie inmitten der Streitenden bis an die Gräben und befahl den Sturm auf die Werke. Drei Angriffe wurden bis Mittag versucht und nach verzweifelter Gegenwehr zurückgeschlagen. Die Jungfrau, die den Ihrigen zurief, nichts zu fürchten, der Sieg sei ihrer, stieg in den Graben und legte, etwa um 1 Uhr, selbst eine Leiter gegen den Wall. Im selben Augenblick traf sie ein Pfeil zwischen dem Hals und der rechten Schulter, und zwar mit solcher Wucht, daß ein Stück des Holzes ihr durch das Fleisch drang. In einer ihrer ersten Unterredungen mit Karl VII. hatte sie ihm mitgeteilt, ihre beiden Heiligen hätten ihr vorausgesagt, sie würde bei Orleans verwundet, aber nicht kampfunfähig werden. Damit steht die andere Äußerung von ihr in keinem Widerspruch: unverwundbar sei sie ebensowenig, wie irgend einer ihrer Kriegsgefährten. In bezug auf die Verwundung vom 7. Mai und ihre Vorhersage derselben liegt aber eine eigentümliche Bestätigung vor. Am 22. April 1429, also vierzehn Tage früher, schrieb der Flamänder Rotselaer dem Herzog Philipp von Brabant, was er zu Lyon von einem Ritter des Königs vernommen: „Die Magd nämlich habe gesagt, sie werde vor Orleans durch einen Pfeil verwundet werden, aber nicht sterben.“ Nachdem diese Vorhersage sich erfüllt hatte, verfaß der Schreiber der Rechnungskammer

zu Brüssel den Auszug des Briefes von Rotselaer mit einer Randbemerkung, welche die Aufmerksamkeit auf diese Tatsache lenkte.

Im Augenblick der Verwundung erschrak die Jungfrau und weinte bitterlich. Man trug sie aus dem Schlachtgetümmel; Pasquerel und der Page Mugot standen ihr bei. Eine ihr vorge-schlagene Zauberformel zur Stillung des Blutes wies sie zurück; lieber wolle sie sterben als gegen Gottes Willen eine Sache tun, die sündhaft sei; auch wisse sie wohl, daß sie sterben müsse, kenne aber weder den Tag noch die Stunde, und würde gern gesund, wenn ihr ohne Sünde geholfen werden könne. Sie nahmen ihr die Rüstung ab; eigenhändig riß sie hierauf den Pfeil aus ihrem Fleisch; man legte Olivenöl und Speck auf die Wunde, worauf sie dem Bruder Pasquerel unter Seufzern und Tränen beichtete. Der Vorgang, der schnell bekannt wurde, erfüllte die Engländer mit neuer Zuversicht, denn unter andern glaubte man, daß die Macht einer Hege gebrochen sei, wenn sie blutete! Der Franzosen dagegen bemächtigte sich Schrecken. Selbst Dunois drängte zum Rückzug nach Orleans. Da ließ Johanna ihn rufen und verlangte Aufschub. Hierauf hieß sie die Ihrigen, sich durch Speise und Trank zu stärken, stieg wieder zu Pferd und begab sich allein in einen nahen Weingarten, wo sie eine Viertelstunde lang betete und von ihren Heiligen getröstet wurde. Voll neuer Siegeszuversicht kam sie zu ihren Kampf-

genossen zurück: sie sollten ohne Furcht sein, bald würden sie die Schanzen nehmen.

Noch wehte dort ihr Banner. Ein Baske hatte sich deselben bemächtigt, und mit ihm drang d'Aulon, Johannas Haushofmeister, gegen den Wall vor. Im selben Augenblick erschien sie selbst wieder: „Die Engländer,“ rief sie, „haben keine Kräfte mehr; holt Leitern herbei.“ Sie hatte recht, den Verteidigern ging das Pulver aus, und ihre letzten Geschosse fielen infolge mangelhafter Ladung kraftlos zu Boden. Die Jungfrau kam bis zum Fuß des Walles, sah ihr teures Banner in den Händen eines ihr unbekanntes Mannes und zog es bei dem Ende des Fahnenstückes an sich. Der Baske aber hielt es fest, entriß es ihr endlich und stürmte weiter. Johanna erkannte, daß es sich um ein Mißverständnis handelte, ließ das Banner in seinen Händen, mahnte aber die Stürmenden, wohl acht zu haben, wenn die Fahnenstange den Wall berühre. Ein Ritter rief ihr zu: „Johanna, die Fahne tut's.“ „Alles ist euer, geht nur hinein,“ befahl die Jungfrau. So fielen, unter dem Siegesjubel der unaufhaltsam eindringenden Franzosen, die gefürchteten Wälle der Tourelles in ihre Hände. Das Gesicht gegen ihre Feinde gewendet, zogen sich die Engländer in das Hauptwerk selbst zurück. Glasdale hielt die alte Fahne von Chandoz in der Hand, die achtzig Jahre lang ein Siegeszeichen gewesen war und jetzt dem Banner eines Mägdeleins wich. Tränenschweren



Blicks folgte ihm Johanna: „Glasidas, Glasidas, ergib dich dem König des Himmels. Du hast mich H... genannt. Mich erbarmt deine Seele und die der Deinen.“ Die Worte verhallten unter dem Donner der Geschütze und Bombarden, die über dem Fluß und aus der Stadt ihre Kugeln und Steingeschosse auf die Tourelles schleuderten. Von der Brücke aus erfolgte jetzt ein zweiter Angriff. An der Stelle, wo sie abgebrochen war, warf man Planken, Dachrinnen und was man sonst finden konnte, bis zum Ufer, und half sich hinüber. Der erste, der es erreichte, war Nicolas de Giresme, ein wehrhafter Johanniter, der Orleans zu Hilfe gekommen war. Die ihm folgenden Scharen legten Feuer an die Palisaden, die auf der Stromseite die Tourelles schützten. Jetzt wurden die 600 Engländer gleichzeitig in der Front und im Rücken angegriffen. Und nun geschah ein Unerwartetes. Vermitteltst eines mit Brandstoffen geladenen Bootes setzten Leute aus Orleans die Brücke über dem Graben zwischen den Tourelles und dem Boulevard auf der Landseite in Brand. Über diese brennende Brücke, durch Rauch und Flammen, mußten die Verteidiger des Boulevard, der rettungslos verloren war, in die Feste gelangen. Als aber Glasdale und seine Hauptleute, dreißig oder vierzig an der Zahl, die bis zuletzt ausgehalten hatten, die Brücke betraten, brach sie krachend unter ihnen zusammen und begrub sie in den Wassern der Loire. Von den

Engländern wurden 400 getödet, die übrigen gefangen. Die Franzosen hatten kaum mehr als 100 Mann verloren. Noch warteten sie auf Sir John Talbot, Lord Suffolk und deren 3000 Mann, die auf dem anderen Ufer, bei dem Werk Saint-Laurent standen. Aber Talbot, mit dessen Namen französische Mütter ihre Kinder schreckten, blieb unbeweglich und rächte den Tod der Seinen nicht. Über die im Feuer Schein der Brandstatt geröteten Wasser sank die Nacht, und es bedurfte noch drei Stunden angestrenzter Arbeit, um die Brücke gangbar für das nach der Stadt zurückkehrende Heer zu machen. Dann ging die Prophezeiung der Jungfrau in Erfüllung. Unter dem Geläut der Glocken und dem Gesang des De Deums führte sie die Ihrigen über die Brücke nach Orleans zurück.

In Bouchers Haus wurde sie von einem Arzt verbunden und genoß einige Schnitten in Wasser und Wein getränkten Brotes. Die Bürger von Orleans glaubten jetzt an Wunder. Über den Tourelles, im Augenblick des Sturmes, sollten die Schutzheiligen ihrer Stadt, die Bischöfe und Bekenner Aignan und Cuverte, auf den Wolken schwebend, gesehen worden sein.

Der folgende Tag war ein Sonntag, der 8. Mai.

Man erfuhr in Orleans, daß die Engländer mit wehenden Fahnen, in guter Ordnung vor ihren westlichen Werken standen und erwartete

einen Angriff. Der Marschall von Bouffac und andere Hauptleute waren der Meinung, man solle ihnen entgegenziehen und eine Schlacht liefern. Das Heer zog vor die Mauern, wo es Aufstellung nahm, bevor, von Priestern gefolgt, die Jungfrau erschien. Ihrer Verwundung wegen trug sie statt der Rüstung nur ein leichtes Panzerhemd. Die Hauptleute fragten sie, ob es unrecht sei, am Sonntag zu kämpfen. Sie antwortete: man müsse der Messe beiwohnen und den Feind nicht angreifen. Greife er aber an, so solle man sich tapfer wehren und keine Furcht haben, denn man werde seiner Herr bleiben. Dann hörte sie zwei auf einem Feldaltar gelesene Messen. Nach dem Deo Gratias fragte sie: „Sehet zu, ob sie mit dem Gesicht oder mit dem Rücken gegen uns gewendet sind.“ „Mit dem Rücken,“ ward ihr entgegnet. Da sprach sie: „Es gefällt Messire nicht, daß man sie heute bekämpft. Ihr werdet sie ein anderes Mal bekommen. Laßt uns Gott danken.“

In der Richtung gegen Meung und Baugency zogen die Engländer ab, gefolgt von La Hire und dem Sire de Loré, die es sich nicht nehmen ließen, einige Meilen weit mit hundert Lanzen ihre Spur zu verfolgen. Die verlassenen Werke wurden von Leuten aus Orleans zerstört, und in einem derselben fand man umverkehrt den Herold der Jungfrau.

Das von ihr verheißene Zeichen war gegeben, die Stadt des Herzogs, nach einer Be-

lagerung von 209 Tagen, neun Tage nach ihrer Ankunft befreit. Das Volk rief „Noël“, strömte in die Kirchen, tat sich gütlich und jubelte seiner Heldin zu.

Ihr maßen auch die Feinde auf ihre Weise den Sieg bei. An König Heinrich VI. schrieb später der Herzog von Bedford: „Die Hauptursache der Niederlage ist meines Erachtens in den verrückten Ideen und der unvernünftigen Furcht zu suchen, die Ihrem Volk von der Schülerin und dem Spürhund des Teufels, la Pucelle genannt, eingeflößt worden ist, indem sie falscher Zauberkünste und Hegerereien sich bediente.“ Den unmittelbaren Eindruck Karls VII. spiegelt der Brief wider, den er zwischen 9.—10. Mai an die Einwohner der Stadt Narbonne richtete. Dieser Brief gibt nach Gaucourts Berichten Nachricht von den Vorgängen in Orleans und schließt mit den Worten:

„Ihr könnt die tugendsamen Taten und wunderbaren Dinge nicht genug ehren, von denen besagter Herold, der gegenwärtig war, berichtet, und andere auch, von der Pucelle, die immer in Person bei Ausführung aller dieser Dinge war.“

Gleichlautend äußert sich ein königliches Sendschreiben an die Einwohner von Tournai, vom 22. Mai. Mehr fand der König über die Jungfrau nicht zu sagen. Begeisterungsunfähig, wie er war, ging er auch nicht nach Orleans, wo eine Stimmung herrschte, die er nicht begriff und niemals teilte. Die dankbare Bevölkerung aber

verherrlichte den Namen Johannes zugleich mit jenen der Schutzheiligen der Stadt, deren Reliquien in feierlicher Prozession bis zur Stätte, wo die Tourelles gestanden hatten, dann um die Mauern getragen wurden. In dem kirchlichen Gebet wurde eine Stelle eingelegt, um Gott „für die Befreiung des Volkes durch die Hand eines Weibes“ zu danken, und ein feierliches Gedenkfest wurde auf den 8. Mai anberaumt. Zu Johannes Lebzeiten ist es nicht mehr begangen worden. Dann aber sorgte die treue Stadt für Johannes Mutter und einen ihrer Brüder. An jedem 8. Mai trugen diese ein kleines, an einer Kerze befestigtes Bild von ihr bei der Prozession. Nach dem Aussterben der Familie d'Arc ersetzte man das kleine Bild durch eine Fahne. Sie zeigte die Tourelles; auf einer Seite kniete der König, auf der andern die Jungfrau; unten stand die Devise: „Der Herr hat das getan, und in unsern Augen ist es ein Wunder.“ Später ersetzte man auch diese Fahne durch eine Kopie ihres Banners, die bis 1793 und dann wieder unter dem Kaiserreich und der Restauration am 8. Mai der Prozession vorangetragen wurde.

Bei der ersten Feier des Gedenktags schwuren die Leute, zwei weiße Vögel hätten das Banner der Jungfrau umschwärmt. Über den unmittelbaren Eindruck ihres Sieges erzählte Perceval de Boulainvilliers dem Herzog von Mailand, Philipp Maria Visconti, ihre Geschichte und flocht die Legende ein:

„In der heiligen Dreikönigsnacht, an welcher die Menschen froh an Christi Werk zurückzudenken pflegen, erblickte die gottgesandte Jungfrau das Licht der Welt und, o Wunder, alle Bewohner des Ortes wurden von unnennbarer Freude ergriffen, ja, ohne etwas von der Geburt der Jungfrau zu wissen, liefen sie nach allen Seiten hin, um zu erforschen, was denn Neues sich ereignet habe. Manchem brach das Herz vor Freude. Noch mehr, die Hähne, gleichsam als wollten sie das neue Glück verkünden, ließen nicht ihr gewöhnliches Krähen erschallen, sondern stießen bis dahin nie gehörte Laute aus und schlugen fast zwei Stunden hindurch mit den Flügeln, wie um die Folgen der neuen Begebenheit zu verkünden.“

Boulainvilliers berichtet weiter, nie sei ein Stück der Herde unter Johannis Hut verloren gegangen. Im dreizehnten Jahr habe sie ihre erste Offenbarung, während eines Wettrennens mit ihren Gespielen gehabt, die sie plötzlich über den Boden fliegend zu sehen glaubten, worauf sie vermeinte, ein Jüngling habe sie zur Mutter gerufen, aber hierauf statt dessen, ihre erste Stimme, aus einer Wolke kommend, vernommen. Fünf Jahre lang habe sie, meint Boulainvilliers, nur dem Pfarrer sich anvertraut und innerlich geschwankt, dann aber auf Gottes Geheiß Männerkleider angelegt.

Boulainvilliers und die Korrespondenten des Venezianers Morosini sind die ersten Zeitgenossen, die wunderbare Geschichten über die Jungfrau in ihre Berichte einflochten. So schrieb u. a. am 9. Juli 1429 ein Italiener an Morosini, um die Jungfrau auf die Probe zu stellen, habe

ein Priester ihr eine ungeweihte Hostie zur Kommunion gereicht, sie aber hätte diese in ihre Hand genommen und dem Priester gesagt, das sei nicht der Leib des Herrn: er möge ihr die von ihm verdeckte, geweihte Hostie reichen; was dann auch geschehen sei.

Vom 14. Mai ist ein Gutachten über die Jungfrau datiert, das, dem am folgenden 12. Juli desselben Jahres gestorbenen berühmten Theologen Gerson irrtümlich zugeschrieben, in seinen Werken steht. Darin wird nach scholastischer Methode das Für und Wider erwogen, Freiheit der Meinung beansprucht, aber Johanna von allem Tadel der Häresie und Zauberei freigesprochen und die Förderung ihrer Sendung durch fromme Werke und christlichen Wandel empfohlen, damit Frankreich Gottes Hilfe nicht verwerke. Fast gleichzeitig äußerten sich zwei deutsche Theologen. Der eine, ein Ungenannter, vergleicht die Jungfrau mit den Sibyllen. Der andere, Heinrich von Gorkum, Vizekanzler der Universität Köln, spricht vom Verbot der Schrift, Männerkleider zu tragen. Aber auch er ist der Meinung, obwohl falsche Propheten sich von Gott gesandt nennen, spreche doch aus der Jungfrau ein guter Geist. Die Theologen redeten vorsichtig, wie Leute, die sich keine Blöße geben wollten.

Alle Zeugnisse aber vereinigten sich unzweideutig und bestimmt zur Bestätigung von Johannas Reinheit und ihres jungfräulichen Wandels.

Jean de Metz und Bertrand de Poulengy, ihre getreuen Begleiter, bezeugten, wie sie niemals in ihrer Gegenwart zu unredlichen Gedanken und Begierden versucht worden seien. Dunois, d'Alençon, der ehrliche, unwirische Gaucourt erklären übereinstimmend, wenn sie in ihrer Nähe gewesen wären, habe keiner von ihnen unzüchtige Reden geführt; obwohl sie schön gewesen und er es wohl bemerkt habe, sagt d'Alençon, sei auch dann, wenn sie gewaffnet „à la paillade“ die Nacht zusammen verbrachten, keine Versuchung über ihn gekommen. Sie hätten es für unmöglich gehalten, ihrer zu begehren, sagten viele andere, unter diesen d'Aulon, der ein volles Jahr hindurch sie nicht verließ: „Sie liebte,“ sagte er später, „alles was ein guter Christ lieben soll, und insbesondere war sie einem guten Manne — bon prudhomme — zugetan, von dessen keuschem Leben sie wußte.“ Am liebsten nahm sie, wenn irgend möglich, junge Mädchen über Nacht zu sich in ihre Kammer; mit alten Weibern wollte sie nicht schlafen.

Es hieß, sich in eintönigen Wiederholungen erschöpfen, wollte man alle Aussagen von Männern und Frauen anführen, die zu ihrer Ehre sprachen. Entscheidend bleibt es, daß auch ihren unerbittlichen Feinden nicht den Schatten eines Schuldbeweises zu finden gelang, als sie ihr kurzes Leben Tag für Tag in der Absicht durchforschten, sie einer Verirrung zu zeihen. Dabei blieb sie heiter, unbefangen, vollkommen



natürlich. Obwohl sie den Verkehr mit der Menge nicht liebte und wenig sprach, worin auch wohl der Grund gegeben ist, daß ihre Worte sich so scharf der Erinnerung ihrer Hörer einprägten, fand sie es nicht unrecht, an schönen Waffen, feurigen Rossen und ritterlichem Gefolge Gefallen zu finden. So erschien sie den Menschen in jenen flüchtigen Tagen des Glückes, die ihr nicht wieder, wie damals im befreiten Orleans, beschieden waren.



## Zweiter Teil.

# Die Kriegszüge von Johanna d'Arc.

---

### Der Feldzug an der Loire.

**B**ereits am 10. Mai verließ Johanna Orleans, wo die Mittel zum Unterhalt des Heeres fehlten. Noch hielten die Engländer die festen Plätze an der Loire, auf die Talbot sich in guter Ordnung zurückgezogen hatte. Die Jungfrau eilte zum König, den sie nach zweitägigem Aufenthalt zu Blois in Tours wieder sah. Alte Chroniken erzählen, daß sie, obwohl zu Pferd, das Antlitz so tief als möglich vor Karl neigte, er aber, in einer plötzlichen Anwendung der Erregung, sie mit beiden Armen faßte und beinahe vom Pferd riß, „als wolle er sie küssen“. Dieser gehobenen Stimmung folgten aber bald wieder Beratungen über Johannas Vorschläge, die das Vorspiel neuer, wochenlangender Verzögerungen waren. Die Jungfrau bestand auf dem Zug nach Reims. Eine große Ungeduld hatte sich ihrer bemächtigt. D'Alençon hörte sie zum König sagen,

sie werde nur noch ein Jahr, nicht länger „dauern“; in dieser kurzen Spanne Zeit müßte sie ihre Sendung erfüllen.

Die Vertrauten des Königs, voran La Trémouille, der sich verhaßt wußte und jetzt ernstlich für seinen Einfluß zu fürchten begann, entgegneten, noch sei das Land von Berry bis Reims in Feindesgewalt; es bedürfe langer Vorbereitungen, um ein neues Heer zu sammeln und auszurüsten. Auch die Geldnot bot eine Schwierigkeit, über die man nicht hinwegkam. Johanna verlor die Geduld. Eines Tags trat sie, in Begleitung von Dunois, unangemeldet in das geheime Gemach, in dem sich Karl mit seinem Beichtvater und einem Vertrauten beriet: „Edler Dauphin,“ bat sie kniefällig, „haltet jetzt nicht mehr so lange Rat, sondern kommt mit mir nach Reims, Eure Krone zu empfangen.“ Der Beichtvater fragte, ob ihre Stimmen ihr das gesagt hätten? Sie antwortete ja; sie sei in bezug auf diese Sache sehr angespornt. Da frug er, ob sie in des Königs Gegenwart nicht sagen wollte, wie denn die Stimmen zu ihr sprächen. Sie errötete und meinte, sie begreife wohl, daß man es wissen wolle, und werde es gerne sagen.

Wenn sie, durch die Zweifel, die man ihr entgegenhalte, entmutigt, ihre Zuflucht zum Gebet nehme und klage, daß man ihr nicht glauben wolle, höre sie deutlich eine Stimme, die zu ihr spreche: „Tochter Gottes, geh, geh, geh, ich werde dir helfen“; sie fühle dann wieder Mut

und Zuversicht des Gelingens. Während sie so sprach, verklärte sich ihr Antlitz, und freudestrahlend richtete sie die Augen zum Himmel.

Sie fand endlich Gehör. Zwar wurde der Zug nach Reims vorläufig nicht beschlossen, aber die Jungfrau selbst willigte in einen Loire-Feldzug. Ein kleines Heer von einigen tausend Mann unter dem Befehl des Herzogs von Alençon sammelte sich zu Selles, wohin sich Johanna am 1. Juni begab. Es sollte zunächst gegen Jargeau sich wenden, vor dessen Mauern Du nois nach dem Entsatze von Orleans eine Niederlage erlitten hatte.

Jetzt wurde d'Alençon angewiesen, nicht ohne die Jungfrau zu handeln. Zu Selles stießen zwei vornehme Herren und Verwandte Du Guesclins, der junge Guy de Laval und sein Bruder, zu dem Heer. Sie empfanden den lebhaften Wunsch, die Jungfrau zu sehen, und suchten sie sogleich auf.

„Sie ließ Wein bringen und sagte, sie werde uns bald in Paris davon zu trinken geben . . . Am nächsten Tag, 6. Juni, wollte ein feuriger, schwarzer Rappe sich nicht von ihr besteigen lassen; worauf sie befahl, ihn vor das Kreuz nahe bei der Kirche zu führen, und er ließ sie aufsteigen, als sei er gefesselt. Sie war ganz weiß gekleidet und hielt nur eine kleine Streitart oder eine Lanze in der Hand.“

Laval bat seine Mutter nichts zu sparen, und Land zu verkaufen, damit er der Jungfrau, die ihm göttlich scheine, folgen könne, da vom König kein Sold zu erwarten sei. Die allgemeine Be-

geisterung spiegelt sich in den Worten des Jünglings.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Orleans, das ihr Hilfstruppen stellte, erschien die Jungfrau am 11. Juni vor Jargeau. Auch dieses Mal bot sie, bevor sie den Sturm befahl, ihren Gegnern freien Abzug, wenn sie sich ergeben wollten. Als d'Alençon zögerte zum Angriff zu schreiten, fragte Johanna den gentil Duc, ob er Furcht empfinde; ob er nicht wisse, daß sie seiner Frau versprochen habe, ihn heil und gesund zu ihr zurückzubringen.

Sie hielt Wort und rettete ihm durch rechtzeitige Warnung an jenem Tag das Leben. Sie selbst wurde am Fuß der Stadtmauer von einem Steinwurf getroffen, der ihr den Helm zersplitterte und sie zu Boden schleuderte. Aber sie erhob sich schnell, feuerte die Ihrigen an, und Jargeau fiel am zweiten Tag nach hartnäckigem Kampf. Suffolk selbst, der die Engländer führte, mußte sich ergeben. Es war Sonntag, und nur mit Mühe gelang es, die Gefangenen von Rang nach Orleans zu retten; die Franzosen wollten keinen verschonen. Am nächsten Tag jubelte Orleans wieder der Siegerin zu; noch in derselben Woche fielen Meung und Baugency in ihre Hände. Bis dahin hatte die Jungfrau nur mit Kriegsleuten sich auseinanderzusetzen gehabt. Nun aber sollte sie diplomatisches Geschick bewähren. Karl VII. hatte den Connetable von Richemont davon abgehalten, am Ent-

saß von Orleans sich zu beteiligen. Dieser jedoch wollte nicht länger untätig bleiben und erschien mit etwa 1200 Mann vor Baugencq. Sein Anhänger Gruel erzählt, d'Alençon und die Jungfrau seien in der Absicht ihn zu bekämpfen, zu Pferd gestiegen. Da hätten La Hire und andere Hauptleute Johanna gewarnt und gesagt, es seien viele in ihrem Gefolge, die, wie sie selbst, den Connetable und seine Leute allen Mägden von Frankreich vorziehen würden. Jedenfalls war die Lage schwierig, denn unter dem Einfluß von Richemonts Todfeind, La Trémouille, verbot der König jede Waffengemeinschaft mit ihm. Trotzdem kam Johanna rasch zum Entschluß, über den törichten Befehl sich hinwegzusetzen. Sie ließ den Bretonen begrüßen und bewirten und umfaßte bei der ersten Begegnung seine Kniee. „Johanna,“ sprach er zu ihr, „man sagt, Ihr wolltet mich befehlen. Ich weiß nicht, ob Ihr von Gott oder vom Teufel kommt. Ist es von Gott, so fürchte ich Euch nicht, denn er kennt meinen guten Willen. Ist es vom Teufel, so fürchte ich Euch noch weniger.“ Da stiftete Johanna Frieden zwischen ihm und d'Alençon, der abziehen gedroht hatte. Vor den gesammelten Führern schwur Richemont dem König Treue: „Auf meinen Wunsch, schöner Connetable, seid Ihr nicht gekommen; nun Ihr aber da seid, sollt Ihr willkommen sein,“ sprach Johanna. „Habt Ihr Sporen?“ fragte sie d'Alençon. „Sollen wir etwa den Rücken kehren?“ entgegnete

dieser. „Nenni (nein), das werden die Engländer tun,“ erhielt er zur Antwort: „Ihr werdet Eure Sporen brauchen, um sie zu verfolgen. Wenn sie in den Wolken hingen, würden wir sie bekommen und dem König seinen größten Sieg verleihen. Mein Rat sagt mir, wir werden sie haben.“

Saistolfe hatte inzwischen die lange erwarteten Verstärkungen an die Loire geführt und sich zu Janville am 16. Juni mit Talbot vereinigt. Dort hielten die englischen Führer einen Kriegsrat, in welchem die Meinungen auseinander gingen. Saistolfe wollte angesichts der französischen Erfolge eine Schlacht vermeiden, bis neue Verstärkungen aus der Normandie eintrafen. Talbot dagegen, der bei Patay stand, drängte dazu, die Entscheidung herbeizuführen. Er hatte die Vorteile des Terrains für sich und versuchte noch einmal die Taktik, die zu Crécy und Azincourt den Sieg verbürgt hatte, indem er seine Bogenschützen gegen die heranrückenden Franzosen schickte. Aber die alte Begeisterung war von ihnen gewichen, sie hielten nicht stand; Talbot wurde umzingelt und gefangen. Saistolfe zog sich nach tapferer Gegenwehr in guter Ordnung auf Paris zurück. Der Sieg vom 17. Juni zu Patay war ein entscheidender und wurde, wie die Erfolge dieses ganzen nur siebentägigen Feldzugs an der Loire, der Energie und Raschheit der Bewegung zugeschrieben, welche die französischen Führer unter dem Impuls der Jungfrau betätigten, und worin sich, was als ihre Taktik

bezeichnet worden ist, bewährte. Bedenkt man, daß zu Poitiers, 1356, 3800 Franzosen gefallen waren, und zu Patan zwischen 2500 und 3000 Engländer teils gefangen, teils getötet wurden, so gewinnt man den Maßstab für die Bedeutung dieser Feldschlacht, der einzigen, bei welcher Johanna Gelegenheit fand, ihre Feldherrngabe unbehindert zu erproben. Talbot, der bald gegen Lösegeld frei gegeben wurde, erwiderte kühl auf die Frage, ob er seine Niederlage noch am Morgen für möglich gehalten habe, „das sei das Schicksal des Kriegs“. Die eroberten Plätze an der Loire gehörten sämtlich dem Herzog von Orleans, und in diese Stadt kehrte Johanna, ihres Sieges froh, zurück. Laut einer Quittung von 13 Golddukaten erhielt sie in des Herzogs Auftrag ein mantelartiges Kleid angefertigt, wie es die Ritter über der Rüstung trugen und im Winde flattern ließen. Es zeigte die Trauerfarben des Hauses Orleans, Dunkelgrün und Rot, war mit weißem Atlas gefüttert und wurde „für ihre guten und angenehmen Dienste“ geschenkt. Damals schrieb ein Italiener nach Avignon, in die Provence, die unter allen französischen Provinzen der Jungfrau eine besondere Verehrung weihte:

„Durch diese reine Magd hat Gott den schönsten Teil der Christenheit gerettet, was ein großer Beweis für unsern Glauben ist; mir dünkt, als ob das seit fünfhundert Jahren die feierlichste Tatsache und wohl geeignet sei, zu den Wundern gerechnet und als solches verehrt zu werden. Wie könnten die Engländer



widerstehen! Je mehr von ihnen sie bedrohen, um so mehr werden tot zu Boden fallen.“

Derselbe Berichterstatter ließ den Dauphin die Prophezeiung der Jungfrau vernehmen: mit ihm werde sie das heilige Land erobern.

Zum Empfang des Dauphin hatte das treue Orleans sich festlich geschmückt. Er kam abermals nicht. Seine Ratgeber hielten ihn im Schloß Sully-sur-Loire zurück, wohin die Jungfrau sich mit den Heerführern begab, um Richemonts Begnadigung zu erwirken. Im Felde hatte sie für den König mit Richemonts Hilfe gesiegt; am Hof wurde sie von la Trémouille geschlagen. Der Connetable erhielt weder die erbetene Verzeihung, noch die Erlaubnis, dem Zug nach Reims sich anzuschließen. Widerwillig genug entschloß sich Karl selbst dazu. Das Land, so mußte Johanna hören, sei ja noch in Feindeshänden und durch feste Plätze verteidigt: „Ich weiß es wohl und frage nichts danach,“ entgegnete sie und bat weinend, ihr zu folgen. Noch einmal kehrte sie nach Orleans zurück, um auch dort Kriegsvolk zu sammeln. Die begeisterte Hingebung der Bürger versagte nicht. Edelleute, die zu arm waren, um ihrem Rang gemäß aufzutreten, verpflichteten sich in den Reihen zu dienen. So wurde ein 12000 Mann starkes Heer zu Gien gesammelt, und die nationale Erhebung riß schließlich den König mit. Aber noch in den allerletzten Tagen des Juni tauchte bei Hof der Vorschlag auf, den ganzen Plan zu ändern und den Feind in der Normandie an-

zugreifen. Vor Gien zog sich die Jungfrau zwei Tage lang „ins Freie“ zurück, um den Widerstand, der sie erbitterte, zu brechen. Alle Führer schwuren, ihr zu folgen, obwohl sie ohne Sold dienten und ihre Mannschaften fast allein unterhalten mußten, während der König, wenn zufällig wieder Geld in seine Kassen floß, es verschwenderisch für seinen Hof verausgabte.

Unter solchen Umständen überschritt die Jungfrau am 27. Juni mit einem Teil der Truppen die Loire, worauf Karl endlich zwei Tage später mit dem übrigen Heer folgte, aber von Ratgebern begleitet, die von nun an ihren Einfluß auch bei der Heerführung geltend machten. Schon dem Zug nach Reims fehlte der kampfesfrohe, einträchtige Geist, der dem Loirefeldzug den Sieg verbürgt hatte.

Die erste Stadt, die genommen werden sollte, war das burgundisch gesinnte Auxerre. Johanna wollte es erobern, um den Herzog von Burgund zu strafen. Der König aber unterhandelte mit den Bürgern, und La Trémouille begnügte sich, Lebensmittel gegen Bezahlung von ihnen zu erhalten. Es wurde der Verdacht laut, er habe 2000 Dukaten für dieses Abkommen eingesteckt. Dann zog man weiter, gegen Troyes. Die dortigen Bürger, von der Jungfrau brieflich aufgefordert, sich zu ergeben, verbrannten den Brief und verspotteten sie als eine dem Teufel verfallene Wahnsinnige. Unter ihnen weilte Bruder Richard, der aus Paris ausgewiesene Franziskaner und

Bußprediger. Als Karls Heer vor Troyes erschien, verlangte der Mönch Johanna zu sehen und kam ihr unter vielen Bekreuzigungen und Austeilen von Weihwasser entgegen: „Kommt nur kühn heran, ich fliege nicht davon,“ sprach sie munter. Sie hatten eine Unterredung, die Bruder Richard veranlaßte, die Einwohner von Troyes zur Pflicht gegen den König zurückzurufen. Das erschien besonders wichtig, weil dort 1420 der Vertrag abgeschlossen worden war, der den Dauphin zugunsten des englischen Königs seiner Krone beraubt hatte, und die Stadt, in der eine englische Besatzung lag, seitdem ein Stützpunkt seiner Feinde geblieben war. Auch jetzt erbat Troyes Hilfe von Reims, und die Lage Karls war in der That bedenklich, weil das Heer, das bereits seit dem 5. Juli vor den Mauern der Stadt stand, ohne Proviant ausgezogen war und den äußersten Mangel litt. Vor Augerre hatte La Trémouille die Absichten der Jungfrau vereitelt; vor Troyes versuchte es der Erzbischof von Reims. Er schilderte im Rat des Königs die Not, in der man sich befand, besonders den Mangel an Artillerie, und drang zum Rückzug an die Loire. Ein einziger der Anwesenden, Robert Lemazon, Sire de Trèves, entsann sich der Jungfrau und schlug vor, sie zu befragen, bevor man Beschluß faßte. Er redete noch, als sie selbst ungerufen Einlaß begehrte. Der erzbischöfliche Kanzler wiederholte vor ihr seine Bedenken und

Ratschläge. „Werdet Ihr mir glauben, wenn ich rede?“ sprach sie zum König. Er gab die charakteristische Antwort, das wolle er, wenn sie vernünftige, nützliche Dinge zu sagen habe. Sie wiederholte die Frage und dann: „Durch Furcht oder durch Liebe, vor zwei Tagen werdet Ihr Eure Stadt haben, wenn Ihr aushaltet.“

„Wohl würden wir sechs Tage warten,“ warf jetzt der Kanzler dazwischen; „aber, Johanna, sprecht Ihr wahr?“ Sie blieb bei ihrer Beteuerung, stieg zu Pferd und ließ noch am selben Abend den Angriff vorbereiten. Ihr Zelt stand in vorderster Reihe und sie tat mehr, sagt Dunois, als zwei erfahrene Führer zu tun vermocht hätten. Am nächsten Morgen, als das Stürmen beginnen sollte, erschienen die geängstigten Bürger von Troyes, den Bischof an ihrer Spitze, und verlangten, zu kapitulieren. Karl machte ihnen die weitestgehenden Zugeständnisse. Er bestätigte alle Ernennungen des englischen Königs, gestattete freie Handelsbeziehungen, selbst mit den burgundischen Staaten, und den freien Abzug der Besatzung. Als diese auch noch ihre Gefangenen mit sich führen wollte, verhinderte es Johanna mit Gewalt, und der König, um sein Wort nicht zu brechen, mußte Lösegeld für sie geben. Am 11. Juli zog er feierlich, die Jungfrau zur Seite, in Troyes ein.

Das nächste Ziel war Châlons. Auch dort war man englisch und burgundisch gesinnt und

schrieb noch einige Tage vor der Übergabe von Troyes, mit Erstaunen habe man vernommen, daß Bruder Richard, den man für einen ehrfamen Mann gehalten habe, nun ein Anhänger der Jungfrau und ein Zauberer geworden sei. Aber das Beispiel von Troyes wirkte, und ohne Schwertstreich ergab sich Châlons. Nur eine Nacht verbrachte dort Karl, dann zog er gegen Reims, wo der Sire de Chatillon, ein hartnäckiger Verteidiger der burgundischen Sache, die Bewohner vergebens zum Widerstand anzufeuern suchte.

Aber die Engländer waren nicht mehr in der Lage, ihre Anhänger zu schützen. Der Regent hatte in großem Zorn seinem Heerführer Fastolfe nach der Schlacht bei Patay den Hosensbandorden abgenommen und ihn mit Vorwürfen überhäuft, als dieser, flüchtig und geschlagen, mit ihm in Corbeil zusammentraf. Fastolfes Truppen waren aber so entmutigt, daß Bedford seine Entschuldigungen gelten ließ, ihn bald wieder begnadigte und der täglich wachsenden Gefahr mit allen Hilfsmitteln zu begegnen beschloß. Er zog Truppen aus der Normandie und kam mit seinem Onkel Beaufort, dem Kardinal von Winchester, überein, ihm ein kleines Heer von etwa 5000 Mann zu überlassen, das mit päpstlichem Geld zur Bekämpfung der böhmischen Hussiten gesammelt worden war. Dann lud er seinen Schwager Philipp von Burgund zu sich nach Paris, wo er ihm die hochmütige Sprache vergessen machen wollte, die er einige Monate früher gegen ihn geführt hatte.

Am 10. Juli kam Philipp mit einigen hundert Mann auch wirklich nach Paris, wo Versprechungen des Bündnisses erneuert und bekräftigt wurden, die Schilderung des Mordes von Montereau vor versammeltem Parlament und den Notabeln der Stadt die populären Leidenschaften noch einmal gegen Karl und seine Anhänger entflamnte, und der Vertrag von Troyes neuerdings beschworen wurde. Am nächsten Tag kehrte Philipp nach Flandern zurück, aber Bedford konnte nach England berichten, der Herzog habe als ionaler Vasall seine Pflicht gegen König Heinrich getan, „denn ohne seine Gunst wären Paris und alles übrige dahin. Schon seien Schlösser und Städte abgefallen, der Dauphin werde in Reims erwartet, von wo er vor Paris zu kommen gedenke“. Bedford schrieb am 16. Juli.

## Reims.

An jenem Tag, einem Samstag, floh Chatillon aus Reims, und Karl empfing eine Gesandtschaft der Bürger mit Anerbieten der Unterwerfung, die er durch das Versprechen völliger Amnestie beantwortete.

Noch am 16. Juli hielt er seinen Einzug, und mit Vorbereitungen wurde die Nacht verbracht, denn nur an einem Sonntag durfte die Salbung und Krönung stattfinden.

Am 17. Juli in aller Frühe zogen der Admiral von Frankreich, zwei Marschälle und der Großmeister der Bogenschützen nach der Abteikirche von Saint-Remy, um dort die heilige Ampulla mit dem Salböl abzuholen, die der Abt in feierlicher Prozession bis zur Kathedrale trug, wo der nach zwölfjähriger Abwesenheit in seine Erzdiözese wiedergekehrte Regnault de Chartres sie empfing. Die Marschälle folgten zu Pferd bis zum Chor, wo zu Füßen des Altars der König stand. Von den zwölf weltlichen Pairs, die nach altem Brauch anwesend sein sollten, fehlte der mächtigste, Burgund, der auch für Flandern und Artois den dreifachen Titel führte. Seine Stelle übernahm der Herzog von Alençon. Anwesend waren Guy de Caval, Clermont, Vendôme, La Trémouille, Beaumanoir. Prälaten ersetzten einige fehlende kirchliche Pairs, der Sire d'Albret trug das Reichsschwert. Neben Karl stand, das Banner in der Hand, aller Augen auf sich geheftet, die Jungfrau. Der abwesenden Königin und ihrer Mutter berichteten Edelleute, die der Feier beiwohnten, von der schönen Haltung des Königs und der Pucelle und der Pracht der Gewänder. Von d'Alençon ließ sich Karl zum Ritter schlagen, der Erzbischof setzte ihm die Krone auf, nachdem die Salbung ihn zum König geweiht hatte. Von 9 bis 2 Uhr dauerte die Zeremonie. Als sie beendigt war, fiel die Jungfrau dem König zu Füßen, umklammerte seine Knie und sprach zu

ihm: „Gentil Roi, nun ist Gottes Wille erfüllt, der Euch nach Reims kommen und würdig dort gekrönt werden hieß, um zu zeigen, daß Ihr der wahre König seid und derjenige, dem das Königreich gehören soll.“ Sie weinte und viele Anwesende weinten mit ihr. Das Volk rief: „Noël“, „so laut, daß es schien, als müßten die Wölbungen der Kathedrale zerspringen“.

Das historische Wort, das, durch die Jahrhunderte getragen, diesen Jubel übertönte, ist aber von Johanna nicht damals, sondern in der Qual des Verhörs und vor ihren Richtern gesprochen worden. Auf die Frage, warum sie zu Reims allen Hauptleuten ihre Fahne vorangetragen habe, erfolgte die Antwort: „Sie war bei der Mühe, da war es billig, daß sie bei der Ehre sein sollte.“

In der Menge, die zu Reims dem König und der Jungfrau zujubelte, stand am 17. Juli ein schlichter, alter Bauer, neben ihm ein anderer, der Onkel Lagart. Der Alte war Johannas Vater, Jacques d'Arc. Was mag in der Seele des Mannes, der sein Kind lieber ertränken als ziehen lassen wollte, vorgegangen sein, was sagte und tat er, da er sie an des Königs Seite wieder sah? Wir wissen nichts darüber. Das türkische Schicksal hat nur Rechnungen aufbewahrt, welche die Stadt Reims für die Unterkunft Johannas und ihrer Angehörigen zahlte. Sie wohnten der Kathedrale gegenüber, im Gasthaus „zum gestreiften Esel“, an derselben Stelle,



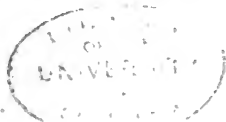
wo noch heute ein modernes Hotel die Fremden aufnimmt. Die Stadt kargte nicht; Jacques d'Arc, nachdem er und die Seinen gut bewirtet worden waren, erhielt auch ein Pferd „um fortzugehen“. Er brachte den Heimatdörfern Greug und Domremy, „auf Bitten unserer geliebten Johanna der Pucelle, und in anbetracht des hohen, großen und nützlichen Dienstes, den sie tagtäglich zur Wiedererlangung unserer Herrschaft geleistet“, die Befreiung von allen Steuern und Abgaben „für jetzt und alle kommenden Zeiten“, auf des Königs Befehl. Vor Ende des Jahres 1429 erfolgte die Erhebung der Eltern und Brüder Johannes und dieser selbst, für sich und alle ihre rechtmäßigen Nachkommen, in den Adelsstand des Königreiches. Das Dokument trägt die Unterschrift der Herren von La Trémouille, von Trèves und des Bischofs von Secy. Die Familie ist darin d'Arc, nach der in Lothringen gebräuchlichen Aussprache des Namens d'Arc genannt. Wegen der Lilien in ihrem Wappen führte später Claude, ältester Sohn des Bruders der Jungfrau, Jean, den Namen Dulys.

Der König, der freigebig war, wenn er Geld hatte, gab der Jungfrau schöne Pferde, die sie liebte, und Waffen von Wert. Zu wiederholten Malen wurden ihr im Lauf jenes Sommers Summen im Betrag von 243 Livres und dazu 30 Golddukaten ausbezahlt. Bereits nach dem Sieg von Patay ließ d'Alençons Onkel, der Herzog der Bretagne, Johanna durch seinen

Beichtvater und einen Herold beglückwünschen, die ihr kostbare Pferde und einen Dolch überbrachten. Orleans und Tours zahlten für ihren Unterhalt. In Orleans wurden einmal zu ihren Ehren 6 Kapaunen, 9 Rebhühner, 13 Vögel, 1 Fasan und 52 Maß Wein „für zwei Gastmähler“ verrechnet. Tours beschenkte zur Hochzeit ein junges Mädchen, für das Johanna sich verwendete. Sie war die Tochter des Malers, der das Banner der Jungfrau gefertigt hatte. Auch die Boten, die der Königin und der Mutter d'Alençons Nachricht von der Krönung brachten, wurden reich belohnt.

Ihre gesamte Habe schätzte Johanna selbst zu Rouen auf 10000 bis 12000 Dukaten, „was nicht viel gewesen sei, um Krieg zu führen“. Das Geld sei vom König; sie habe es ihren Brüdern anvertraut. Daß sie gern und viel den Armen gab, wird oft bezeugt; sie nannte sich ausdrücklich zum Trost der Armen und Bedürftigen gesendet. Wenn sie von Reichen Geschenke empfing, so hielt sie darauf, ihnen durch eine kleine Gegengabe ihre Dankbarkeit zu beweisen und dann entschuldigte sie sich wohl, daß es so wenig sei, wie bei Anlaß eines goldenen Ringleins, das sie der Mutter d'Alençons schenkte.

Welche Bewunderung in Frankreich nach der Krönung für die Jungfrau herrschte, sagen nicht nur die Briefe, die dem Ausland von ihr berichteten, sondern auch die barbarischen aber enthusiastischen Verse einer greisen Dichterin, zu



der ihr Ruf in ein stilles Kloster drang. Es war Christine von Pisan. In ihrem Carmen vergleicht sie „die zarte Hirtin“ mit Esther, Judith und Deborah. Sie nennt sie ein „Ungeheuer der Gnade“, das Hector, Achill und alle Römer übertroffen habe. Merlin, die Sibylle, Beda (dem man gleichfalls eine gänzlich erfundene Prophezeiung zuschrieb) hätten ihre Taten seit vielen Jahrhunderten verkündet. Sie werde der Christenheit und der Kirche den Frieden, dem König das heilige Land zurückerobern. Paris und der Herzog von Burgund, alle Rebellen mit ihm würden vernichtet, wenn sie nicht zum Gehorsam gegen ihren rechtmäßigen Herrn zurückkehrten. So die patriotische Dichterin, die bald nach Veröffentlichung ihres Schwanengesangs starb.

Und an Burgund wandte sich jetzt auch die Jungfrau.

Nichts spricht bestimmter für die Größe ihres Ansehens zu Reims, als die Befugnis, die ihr der König gab, in seinem Namen die vor allen wichtigste Sache zu führen: Johanna bot Philipp dem Guten Frieden. Die Aufforderung, nach Reims zur Krönung zu kommen, hatte sie bereits nach Patan an ihn gerichtet, aber der Brief war unbeantwortet geblieben. Jetzt bat sie den Herzog „demütig, mit aufgehobenen Händen“, sich mit dem König, der dazu bereit sei, zu versöhnen. Wenn es ihm dennoch zu kämpfen gefalle, so möge er sich wider die Sarazenen wenden, nicht aber gegen das heilige Königreich



Fragment eines Standbildes der Jungfrau von Orleans  
aus dem XV. Jahrhundert.  
Jetzt im Mujeum des Trocadero.

Frankreich und den Herrn Jesus, König der ganzen Welt, denn wenn er das tue, werde er sicher unterliegen.

Die Vorausgabe schien der Erfüllung nahe. Vier Tage nach der Krönung überbrachten Abgesandte von Laon die Schlüssel ihrer Stadt. Die Fahnen der Armagnacs tauchten im Gebiet der Oise wieder auf. Soissonais, Valois, Senlis, Beauvais, ein Teil des Parisis wurden fast mühelos zurückgewonnen. Die Engländer hatten Frankreich wie ein erobertes Land behandelt. Es bedurfte nur eines Anstoßes, um die Bevölkerungen, die in den besetzten Provinzen nie aufgehört hatten, durch Aufruhr, Verschwörungen und lokale Fehden die fremden Eroberer zu beunruhigen, gegen diese zu sammeln. Ein solcher Anstoß war gegeben. Die Jungfrau erkannte klar, daß ein unverzüglicher Angriff auf Paris ihr Befreiungswerk vollenden mußte.

Die lange vertretene Ansicht, als ob sie statt dessen mit der Krönung in Reims ihre Sendung beendet geglaubt habe, ist längst einer anderen, auf das durch Zeitgenossen beglaubigte Zeugnis der Jungfrau gestützten Auffassung gewichen.

Frankreich befreien, „bouter les Anglais hors de France“! das blieb ihr Lösungswort zu Chinon, zu Poitiers, zu Orleans, zu Reims. Vor ihren Richtern hat sie es wiederholt und bestätigt, dem König gesagt zu haben, „mit Gottes Hilfe und der Arbeit der Pucelle werde er sein ganzes Königreich (ab integro) wiedergewinnen“.

Blennerhassett, Jungfrau von Orleans.

8

Mit dieser höchsten Aufgabe verglichen, tritt jene andere, des Herzogs von Orleans Befreiung, verhältnismäßig zurück. Aufgegeben wurde sie nicht, denn über die Mittel zur Ausführung befragt, erklärte Johanna zu Rouen, ihre Absicht sei es gewesen, den Herzog gegen Gefangene einzutauschen, und, wenn das verweigert würde, ihn in England zu holen.

Wie nach Orleans den Zug nach Reims, so verlangte Johanna zu Reims den Zug nach Paris. Es besteht kein Zweifel, daß sie damit dem Ruf ihrer Stimmen zu gehorchen glaubte. Nach dem Maßstab des Erfolges gemessen, erwies sich jedoch die Deutung falsch, und Johanna selbst wurde augenscheinlich unsicher.

Schon zu Poitiers hatte sie nicht auf übernatürliche Kräfte, sondern auf menschliche Hilfe zur Ausführung ihres Auftrages verwiesen: „Die Bewaffneten werden kämpfen, und Gott wird den Sieg verleihen.“ Dieses Wort löste der König nicht ein. Ihr kindlich vertrauender Glaube wurde zerschanden — durch seine Schuld — und schon früh, noch einmal prophetisch brach sie in die Klage aus, „sie fürchte nichts als den Derrat“.

Dagegen steht es fest, daß sie sich an eine Frist gebunden glaubte und daß die Frist kurz war. „Ich werde ein Jahr dauern und nicht länger,“ hörte sie d'Alençon im Mai zum König sagen.

Dunois erzählt, im August 1429, auf dem

Weg von Reims nach Compiègne, zu Crépy-en-Valois, habe er sie gefragt, in welchem Ort sie zu sterben glaube, und von ihr die Antwort erhalten: „Wo es Gott gefallen wird, denn über Zeit und Ort weiß ich nicht mehr als Ihr. Ich wollte, es gefiele Gott, meinem Schöpfer, mich zu dieser Stunde gehen zu lassen und das Waffenh Handwerk aufzugeben, um meinem Vater und meiner Mutter zu dienen und ihre Schafe mit meiner Schwester und meinen Brüdern zu hüten, die so fröhlich wären, mich zu sehen.“ Und auf den Jubel des Volkes verweisend fügte sie zu dem neben ihr reitenden Erzbischof von Reims gewendet hinzu: „Das ist ein gutes Volk; kein anderes habe ich gesehen, das freudiger über die Ankunft eines so edlen Königs gewesen wäre. Und glücklich wäre ich, könnte ich meine Tage beschließen und in dieser Erde begraben werden.“

Es war dasselbe Gefühl, dem sie schon zu Daucouleurs Worte geliehet hatte: „Gewiß, ich möchte lieber bei meiner armen Mutter spinnen, denn es ist nicht mein Stand; aber ich muß gehen und es tun, weil mein Herr es so will.“

Wie alle zu Ausnahmschicksalen Bestimmten empfand auch Johanna schmerzlich genug das ihrige als eine schwere Bürde: „Ach, es war nicht meine Wahl!“ Aber sie ging voran, zu Reims wie zu Daucouleurs, und es ist der Beweis ans Licht gebracht worden, daß ihre Zukunftspläne nicht auf Domremy, sondern auf ihr geliebtes, treues Orleans gerichtet waren. Dort

wollte sie, nach Beendigung des Kriegs, ihre Tage beschließen. Vom Domkapitel nämlich hatte sie, und zwar für über 60 Jahre, ein Haus gepachtet.

Die Achtzehnjährige rechnete mit der Zukunft. Das Schicksal hatte es anders bestimmt und riß sie ins Verderben.

## Paris.

Vom militärischen Standpunkt aus fehlte, nach dem Abzug aus Reims, den taktischen Maßregeln des königlichen Heeres jeder einheitliche Gedanke. Was Karl VII. und seine Ratgeber an Tatkraft besaßen, war zu Reims erschöpft. Sie hatten nur einen Gedanken, zurückzukehren nach der Touraine und dem Poitou, zum schlaffen Hofleben, fern von den Aufregungen und Wechselfällen des Krieges. Verhandlungen, die Lieblingsbeschäftigung des Erzbischofs Regnault de Chartres und seines Gebieters, wurden jetzt wieder aufgenommen, und zwar mit dem Herzog von Burgund. Karls Zorn blieb gegen andere Vasallen, vor allem gegen Richemont gerichtet. Lieber wolle er nicht gekrönt werden, als ihn bei der Krönung gegenwärtig sehen, ließ der König dem Connetable wissen. Seine Nachsicht wandte sich Philipp dem Guten zu. Er schickte anfangs August eine Gesandtschaft nach Arras und bot die weitestgehenden Zugeständnisse. Für den Mord von Montereau



leistete Karl Abbitte; auf den Treueid des Herzogs und seiner Untertanen verzichtete er und versprach, der Entscheidung des als Schiedsrichter von beiden Parteien anerkannten Herzogs von Savoyen sich zu unterwerfen. Inzwischen wollte er Geiseln stellen. Der Herzog empfing die Botschaft sehr gütig, versprach, ihre Vorschläge zu erwägen, zog aber die Verhandlungen hinaus. Das genügte, um die Offensive des Königs zu lähmen, obwohl alles ihm zu glücken schien. Noch zu Reims bot ihm René d'Anjou, sein mächtiger Vasall, die Unterwerfung seines Herzogtums Bar und seine Dienste. Ein gleiches tat der Herr von Commercy. Nach viertägigem Aufenthalt in seiner Krönungsstadt begab sich Karl nach der Abtei von Saint-Marcoul zu Corbenn, um nach altem Brauch von dem Heiligen, von dem es hieß, daß er aus königlichem Blut stammte, die Fähigkeit zu erbitten, durch Auflegen der Hände den Ausatz zu heilen. Am 23. Juli kam er mit dem Heer nach Soissons, das ihm seine Schlüssel überhandt hatte, und wo er unter den Freudenbezeugungen der Bevölkerung fünf Tage verlor. Nach Chateau-Thierry, wohin Karl jetzt sich wandte, hatten sich der Sire de Chatillon und andere burgundisch gesinnte vornehme Ritter und Herren geworfen und suchten es zu halten. Allein die königlich gesinnten Bürger erzwangen die Übergabe, und des Königs Gegner entkamen zu Bedford.

Während Karl säumte, benützte dieser die

koftbaren Tage. Er war dem Kardinal von Winchester entgegengezogen und mit dessen 5000 Mann am 25. Juli nach Paris zurückgekehrt. Mit Verstärkungen aus der Normandie verfügte er jetzt über 10 000 bis 12 000 Streiter, ergriff die Offensive und zog über Corbeil nach Melun, während der König über Montmirail am 2. August in Provins eintraf. Statt auf Paris ging er wieder gegen die Loire.

Zum Glück für ihn versperrte ihm Bedfords Vorhut bei Bray den Übergang über die Seine, worauf er wieder nach Provins zurückging. Von dort, am 5. August, diktierte die Jungfrau einen Brief an ihre lieben Freunde, die aufs höchste beunruhigten Bürger von Reims, die dem König Botschaft gesandt und ihn beschworen hatten, den Zug nach Paris, die Verfolgung des Feindes nicht aufzugeben. Johanna verriet jetzt den Grund seiner Kreuz- und Querzüge.

Nicht durch sie, sondern durch Burgund sollte Paris wiedergewonnen werden. Ein vierzehntägiger Waffenstillstand war mit Herzog Philipp abgeschlossen. Damit, schrieb die Jungfrau, sei sie nicht zufrieden, und wisse nicht, ob sie ihn halten werde; tue sie das, so geschehe es nur um des Königs Ehre willen und um das königliche Blut zu schonen. Werde nach Ablauf dieser Frist der Friede nicht geschlossen, so halte sie das Heer bereit. Aus diesem kühnen Schreiben spricht tiefer Unmut, den die Führer teilten. Immerhin war man jetzt wieder auf dem Weg

zur Hauptstadt, und zu Crépy-en-Valois erhielt am 11. August, „Karl von Valois, der sich Dauphin nenne“, einen insultierenden Brief des Herzogs von Bedford. Darin warf dieser ihm vor, das Volk durch eine schlechte, verschrieene Frau in Männerkleidern und einen apostaten, aufrehrerischen Bettelmönch, Bruder Richard, die beide von Gott verabscheut seien, zu täuschen. Entweder solle Karl einen ehrlichen Frieden schließen oder er, Bedford, werde im Namen seines legitimen Königs ihn dazu zwingen. Unter dem Stachel der Beleidigung fand Karl eine würdige Antwort. „Dein Herr wird nicht viel Mühe haben, mich zu finden,“ schrieb er zurück; „ich bin es vielmehr, der ihn sucht.“

Nach einigen Scharmüßeln wurde, am 14. August, eine große Schlacht bei Montépillon, unweit von Senlis, erwartet. D'Alençon, Vendôme, René d'Anjou, der König unter der Obhut von Clermont und La Trémouille, die Marschälle von Bouffac und Rais, eine besondere Abteilung unter Dunois, La Hire und der Jungfrau standen kampfbereit, aber vergebens reizten sie den Gegner zum Angriff. Nach kurzen aber blutigen Vorpostenkämpfen verblieb die Jungfrau zwar ohne den König die Nacht hindurch auf dem Schlachtfeld, mußte sich aber am frühen Morgen überzeugen, daß die Engländer über Senlis, das sich Karl VII. ergab, nach Paris zurückgingen, worauf sie den König wieder in Crépy einholte. Dorthin übersandten die Bürger des unglücklichen

Compiègne, um das sich seit 15 Jahren Armagnacs und Bourguignons stritten, die Schlüssel ihrer Stadt, worauf der König ihre Wahl des Guillaume de Flavi zum Befehlshaber bestätigte. Dann unterwarf sich Beauvais. Seine Einwohner erklärten, wer nicht für den König sei, möge mit Hab und Gut abziehen. Der Graf-Bischof der Stadt, Pierre Cauchon oder Cochon, ein entschlossener Bundesgenosse der Engländer, verließ hierauf seine Herde, während zu seinem Zorn das Te Deum für Karl angestimmt wurde. Damals drang des Bischofs verhängnisvoller Name wohl zum erstenmal bis zur Jungfrau.

Karl stand jetzt zu Compiègne, 50 Meilen von Paris, und der Waffenstillstand mit Burgund lief ab. Auch wenn aber Herzog Philipp der Gute gewollt hätte, lag es nicht in seiner Macht, Paris auszuliefern. Er dachte jedoch nicht daran, und während er eine neue, bei ihm eingetroffene Gesandtschaft des Königs, an deren Spitze der Erzbischof von Reims, mit Ehren überschüttete, ließ er sich von Bedford an seine Pflichten gegen England mahnen, schickte aber zugleich Unterhändler nach Compiègne. Er fand auch jetzt noch ein williges Ohr bei Karl VII. Statt zu handeln verhandelte dieser wieder und verlängerte den Waffenstillstand mit dem Herzog bis Weihnachten, später bis Ostern 1430. Er galt für alle Länder rechts der Seine, von Nogent bis Harfleur. Paris, sowie die Uferstädte an der Seine, wo Flußübergänge lagen, waren jedoch ausgenommen. Statt

jetzt die Übergabe der Hauptstadt wenigstens zu versprechen, erhielt der Herzog das unerhörte Zuständnis, seine burgundischen Hilfstruppen zur Verteidigung derselben gegen den König dort belassen zu dürfen. Damit versetzten Regnault de Chartres und La Trémouille, die Unterzeichner des Vertrags, dem Werk der Jungfrau den Todesstoß, denn alle Städte, die sich rechts der Seine dem König bereits ergeben hatten, oder auf dem Punkt standen, es zu tun, wurden jetzt unfähig zur wirksamen Verteidigung seiner Sache. Zu diesen Städten zählte Compiègne. Inzwischen hatte Bedford Paris wieder verlassen. Der von Karl VII. verbannte Richemont bedrohte die Normandie und stand vor Evreux, das bereits versprochen hatte, sich zu ergeben. Der Regent fürchtete den Verlust der ganzen Provinz, des Kleinods der englischen Herrschaft, und entfaltete eine ungeheure Umsicht und Energie, der es gelang, Evreux und damit die ganze Normandie für England zu retten. Erst am 11. oder 12. September kehrte er noch einmal für kurze Zeit nach Paris, wo er nur ein paar tausend Mann hinterlassen hatte, zurück. Trotzdem blieb Karl VII. unbeweglich zu Compiègne.

Was in der Seele der Jungfrau vorging, verriet ein plötzlicher Entschluß.

Wie vor dem Zug nach Reims, zu Gien, so versuchte sie auch jetzt, den König durch eigenmächtiges Vorgehen zum Handeln zu zwingen. Auf Alençon konnte sie rechnen. „Mein schöner

Herzog," sprach sie zu ihm, „bewaffnet Eure Leute und die der andern Führer: ich will Paris näher sehen als bisher.“ Am 23. August verließen sie Compiègne, nahmen in Senlis einige dort zurückgebliebene Truppen mit und erreichten am 26. August Saint-Denis. Widerstrebend genug folgte am 7. September der König. Man hatte während zehn Tagen mit wechselndem Erfolg gekämpft, aber die Erstürmung von Paris konnte nur beginnen, nachdem der König die ganze Heeresmacht gebracht hatte.

Am nächsten Morgen, dem Fest Maria Geburt, begann der Angriff.

Ludwig von Luxemburg, Bischof von Thérouanne, befehligte an Bedfords Statt und entfachte die Leidenschaften der Pariser, indem er verkündete, der vorgebliche König werde ihre Stadt im Fall eines Siegs dem Erdboden gleichmachen. Eine Panik brach unter der Bevölkerung aus, während Johanna mit gewohntem Mut und den Ihrigen voran diese gegen das Thor Saint-honoré, das unweit des heutigen Théâtre français stand, führte. Bis nachmittags 4 Uhr fürchteten die Pariser eine Niederlage, die in beiden Lagern für wahrscheinlich gehalten wurde. Schon war der erste Wall genommen. Von den Mauern trennte sie ein zweiter, mit Wasser gefüllter Graben. Die Geschosse der Verteidiger nicht achtend, hatte Johanna soeben Befehl gegeben, Fackeln in diesen Graben zu werfen, als sie ein Pfeilschuß in den Schenkel traf. Der

Tag ging bereits zur Neige, ihre Verwundung war nicht schwer, sie wollte nicht weichen und rief, die Stadt werde fallen. Da rissen sie d'Alençon und Gaucourt mit Gewalt aus den Reihen der Kämpfenden, zwangen sie aufs Pferd und brachten sie unter einem Hagel von Geschossen nach Saint-Denis.

Am nächsten Morgen führte der mutige, bis dahin burgundisch gesinnte Baron von Montmorency dem König eine streitbare Schar von Rittern und Knappen zu, und auf Johannas Bitten und Drängen gab d'Alençon den Befehl zum erneuerten Angriff. Da erschienen René d'Anjou und der Graf von Clermont und riefen, im Namen des Königs, die Pucelle zu ihm nach Saint-Denis. Noch am nächsten Tag, 10. September, machte sie mit einer getreuen Schar den Versuch, über eine Brücke nach Paris vorzudringen, die, von d'Alençon über die Seine geworfen, von Saint-Denis gegen Asnières und Saint-Cloud führte. Da fand sich, daß Karl sie während der Nacht hatte abbrechen lassen. Es schien, als ob er alle Maßregeln ergriffen habe, um neue Erfolge der Jungfrau zu verhüten. Er erließ ein Schreiben an „seine guten Städte“, verkündete ihnen den mit Burgund abgeschlossenen Waffenstillstand und seine Absicht, an die Loire zurückzugehen, um das Land zu entlasten und später, mit vermehrten Streitkräften, zur Herstellung seiner Macht wiederzukehren.

## Der Rückzug an die Loire.

Bevor die Jungfrau dem König am 13. September auf dem schmachvollen Rückzug folgen mußte, opferte sie blutenden Herzens ein Wehrgehänge am Altar der Mutter Gottes in der Abtei zu Saint-Denis. Einige Tage nachher rückten bereits die Engländer dort ein und brachten die Rüstung als Trophäe nach Paris.

Zu Saint-Denis, wenn nicht früher, schlug Johanna mit der flachen Klinge des Schwertes von Sierbois auf den Rücken von Dirnen ein, bis das Schwert zersprang, worüber der König sehr erzürnt war, weil der Aberglaube darin eine schlimme Vorbedeutung sah. Da alle Versuche, das alte Eisen wieder zusammenzuschweißen, mißlangen, ersetzte es Johanna ruhig durch ein anderes, von einem Burgunder erbeutetes, das, wie sie sagte, „ein gutes Kriegsschwert war, gut um tüchtige Hiebe und Schläge auszuteilen“.

Durch den planlosen Rückzug wurde die Tatkraft der Jungfrau zu dem Zeitpunkt lahmgelagt, wo ihr Ruf am höchsten stand. Bis nach Rom war er gedrungen. Ein dort lebender Franzose und anonymmer Verfasser einer Universalgeschichte behauptete die göttliche Mission der Jungfrau —

„die rein von jedem Makel und von jedem Aberglauben ist, obwohl ihre Feinde sie dessen beschuldigen. Nicht dem Teufel sind die Wunderdinge,



die sie vollbracht hat, zuzuschreiben, denn diese sind dem Recht entsprechend, dem Glauben und den guten Sitten günstig und durch die Heiligkeit ihres Lebens gerechtfertigt.“

Bedford selbst täuschte sich so wenig über die moralische Wirkung der Krönung Karls, daß er den achtjährigen Knaben Heinrich VI. nach Paris kommen und dort krönen lassen wollte, um dadurch auf die Einbildungskraft der Massen zu wirken und auf die Loyalität der großen, noch englisch gesinnten Körperschaften des Reichs einen Gegendruck zu üben. Aber erst 1430 kam der junge König nach Frankreich, nachdem er inzwischen in England gekrönt worden war.

Dagegen stand das Volk noch so völlig unter dem Eindruck von Johannas Siegen und ihrer Persönlichkeit, daß es den gescheiterten Angriff von Paris nicht ihr anrechnete. Vielmehr umgab es ihr Haupt mit einem Heiligenschein.

Kriegsleute wie Dunois hatten ihre guten Gründe, um es „für eine fast göttliche Sache“ zu erklären, daß die Pucelle im Umgang mit Menschen wie de Rais ihre Reinheit bewahrte. „Mehr göttlich als menschlich“ nannten auch sie ihre Taten. Georges Chastellain, der Historiker Burgunds, spricht von ihrem großen und berühmten Namen und von ihr selbst als „dem Idol der Franzosen“. Jedermann, sagt er, betrachtete sie wie eine Persönlichkeit, von der man nicht urteilen könne, weder im Guten noch im Schlimmen; ihren Anhängern jedoch gelte sie als

ein wunderbares, göttliches Wesen, von Gott zur Wiederaufrichtung des französischen Königs bestimmt.

Gleichlautend äußert sich der Holländer Heuterus, ebenfalls ein Anhänger der Burgunder. Auch Johannas leidenschaftlicher Gegner, der Verfasser des „Journal d'un Bourgeois de Paris“, zürnt, daß die Leute ihr folgten „wie einer heiligen Magd“. Sie begnügten sich nicht mit dem Glanz ihrer Taten, sie befragten sie wie ein Orakel und erwarteten Wunder von ihr.

Es war bekannt, wie sehr sie die Kinder liebte und wie gern sie mit ihnen verkehrte. Zu Lagny-sur-Marne, wo sie auf dem Rückzug von Saint-Denis am 14. September und im darauffolgenden April längere Zeit verweilte, lag ein drei Tage altes Kind ungetauft seit drei Tagen anscheinend tot und war, nach den Worten der Jungfrau, „so schwarz wie seine Wiege“. Man sagte ihr, junge Mädchen aus der Stadt seien zum Gebet versammelt, um durch die hl. Jungfrau Gott anzuflehen, er möge das Kind, das man ebenfalls in die Kirche getragen hatte, wieder zum Leben rufen. Johanna ging auf Bitte der Leute auch in die Kirche und betete mit den andern. Hierauf wechselte das Kind die Gesichtsfarbe, gab Lebenszeichen, gähnte dreimal, wurde getauft und, nachdem es unmittelbar nachher verschieden war, in geweihter Erde bestattet. Die Erhörung des Gebetes wurde der Jungfrau zugeschrieben und als Wunder gepriesen. Ver-

hängnisvoll aber sollte es ihr werden, daß in einer kirchlichen Frage ihre Entscheidung eingeholt, wenn auch nicht gegeben wurde.

Jean IV. Graf zu Armagnac, ein Gasconer, den sie nicht kannte, trotz des Namens, den er führte, ein sehr zweifelhafter Anhänger des Königs und wegen seiner entsetzlichen Grausamkeiten berüchtigt und gefürchtet, war überdies von Martin V. exkommuniziert, weil er zu dem halb verschollenen Gegenpapst Clemens VIII. hielt, den König Alphons von Aragonien in einem Felsenſchloß am Meer aus politischen Gründen unter seiner Hand behielt. Als Martin V. auch den Aragonier 1429 in den Bann tat, gab dieser den Versuch auf, diesen Gegenpapst zu halten. Schon am 26. Juli verzichtete Clemens selbst auf die Tiara. Ein dritter Gegenpapst, der von einem einzigen Kardinal gewählte Benedikt XIV., war gleichfalls vergessen. Wenn auch Frankreich noch zwei Könige besaß, so anerkannte es seit zwölf Jahren doch nur mehr einen Papst. Auch der Graf von Armagnac fand es an der Zeit, seinen Frieden mit diesem zu machen. Aber er verfiel auf den Einfall, seinen Entschluß mit einer Entscheidung der Jungfrau zu decken. In Compiègne, am 22. August, dem Vorabend ihres Zuges nach Paris, erhielt sie einen Brief Armagnacs. Er bat sie, ihm zu wissen zu tun, welcher von drei Päpsten der wahre sei: ob Martin V., dem alle christlichen Nationen zustimmten und gehorchten, oder einer

von denen, die sich Clemens und Benedikt nannten. Armagnac grüßte Johanna als seine sehr liebe Dame und versprach, nach dem Inhalt ihrer Antwort Jesum Christum zu gehorchen.

Der Brief läßt klar erkennen, daß Armagnac schon entschlossen war, sich dem einzig rechtmäßigen Martin V. zu beugen. Er war der mächtigste Herr in der Gascogne; als solcher mußte er im Interesse des Königs geschont werden. Johanna diktierte eine Antwort, in der gesagt war: Über die Sache, welchem von den drei Päpsten er glauben solle, könne sie ihm erst aus Paris oder sonstwo und in Ruhe antworten, denn jetzt beschäftige sie die Sache des Krieges. Wenn aber d'Armagnac vernehme, daß sie in Paris sei, so möge er ihr Botschaft senden, dann werde sie ihm wissen lassen, was er glauben solle, nachdem sie den Rat ihres höchsten Herrn, des Königs der ganzen Welt, erhalten habe.

Als ihr dieser Brief im Prozeß vorgelegt wurde, erkannte sie ihn nur zum Teil als den ihrigen, und hielt den übrigen Text für gefälscht, was nicht der Fall war. Wohl aber konnte der Schreiber, dem sie diktiert hatte, ihre Worte verändert haben. Von kirchlichen Angelegenheiten wußte sie nichts, sonst hätte sie, als sie schreiben ließ, von der bereits vier Wochen vorher erfolgten Abdankung Clemens' VIII. gehört. Daß sie dennoch, auf Gott sich berufend, ein Urtheil abzugeben versprach, widerspricht ihrem sonstigen

Verhalten. Der Gedanke, Priester oder Mönche zu befragen, kam ihr aber auch bei dieser Gelegenheit nicht.

Bei allen andern Anlässen aber wies sie die Zeichen öffentlicher Verehrung für ihre Person mit allem Nachdruck zurück.

Wenn man ihr fromme Gegenstände brachte und bat, sie möge diese berühren, forderte sie die Leute lachend auf, es selbst zu tun: die Berührung sei ebenso wirksam, wie ihre eigene. Niemals, so bezeugt ein Dominikaner, dem sie wiederholt beichtete, habe sie abergläubische Übungen gut geheißsen oder solche befolgt. Zu Loches, nach Orleans, und anderswo, klammerten sich die Leute an ihr Pferd und küßten ihr Hände und Füße; sie rügte es stets mit den Worten, das sei Unrecht; diejenigen, die Menschen vergötterten, würden dafür gestraft. Einfachheit und Schweigsamkeit sind Eigenschaften, die immer wieder an ihr hervorgehoben werden.

Wäre sie gewöhnlicher Art gewesen, so hätte sie, nach des Königs Beispiel und noch scheinbar und äußerlich von seiner Gunst getragen, sich, wie er selbst, mit den Genüssen des Hoflebens begnügt. Nach einem Rückzug, der sich fluchtähnlich gestaltete, über Sagny, Provins und Bray, die königlich gesinnt waren, während Sens den Durchzug verweigerte, war Karl am 21. September wieder in Gien, an der Loire. Durch seine Geleitbriefe geschützt, traf eine Woche später der Herzog von Burgund in Paris ein, unter

dem Vorwand, die Übergabe der Stadt an den König zu verhandeln. Statt dessen ernannte ihn der Herzog von Bedford zum Statthalter Frankreichs und behielt für sich nur den Titel des Regenten und die Normandie, wohin er zurückkehrte. Der Herzog von Burgund eilte nach Flandern, wo er sein drittes Hochzeitsfest mit der Prinzessin von Portugal, der zukünftigen Mutter Karls des Kühnen, feierte. Bis 1435 sah ihn Paris nicht wieder. Nach diesem beschämenden Ausgang der Verhandlungen löste Karl sein Heer auf, die Führer zogen ab, ein jeder in seine Heimat oder in die Stadt, die er befehligte.

Auf Johanna drückte die seelische Last der ungeheuren Enttäuschung, einer Niederlage und des Widerspruches zu ihren Stimmen. Sie hatten ihr nicht geoffenbart, daß der Angriff auf Paris gelingen werde, wohl aber hatten sie ihr geboten, in Saint-Denis auszuharren. Gegen ihren Willen war sie dem König zur Loire gefolgt.

D'Alençon, der ihn zu Gien verlassen hatte, um zu seiner Gattin zu gehen, kehrte bald wieder, sah Johannas Trauer und schlug dem Hof vor, unter der Bedingung, daß sie ihn begleiten dürfe, in die Normandie einzudringen.

Dieser Plan, der schon nach der Befreiung von Orleans auftauchte, war kühn, denn Bedford stand in Rouen. Er scheiterte am Widerstand der Gegner der Jungfrau. Sie waren es, die ein Zusammenwirken zwischen ihr und

d'Alençon verhinderten; denn „sie mochten es nicht leiden,“ sagt ein Chronist, „daß diese beiden vereinigt waren.“ D'Alençon verließ den Hof in Ungnade, um in der unteren Normandie und im Maine zu kämpfen. Die Jungfrau sah ihn niemals wieder.

Noch konnte sie auf die opferwillige Treue der Städte, die sie befreit hatte, zählen. Sie stellten auch jetzt Mannschaften und lieferten Geld und Vorräte zur Belagerung von Saint-Pierre-le-Moustier, das sie unter Bewährung tollkühner Tapferkeit im November eroberte. Zu d'Aulon, der sie mit nur wenigen Leuten in höchster Gefahr glaubte, sagte sie damals, ihren Helm abnehmend, sie sei nicht verlassen, ihr zur Seite ständen 50000 Streiter. Orleans, Bourges und Riom ermöglichten auf ihre Bitte die Belagerung des stark befestigten la Charité. Aber der König unterstützte sie nicht, und ihre ganz unzureichende Mannschaft zwang die Jungfrau, Ende November unverrichteter Dinge wieder abzuziehen.

Jetzt, wo der Sieg durch seine Schuld abermals von ihren Fahnen gewichen war, überhäufte sie Karl mit Ehren, die sie nicht begehrte. Sie drang auf Taten; der im Lande herumziehende König bot ihr Feste. Eines Tags, nach der Schlacht von Patay, hatte er sie weinend angetroffen und zu ihr gesagt, sie möge sich schonen, er könne die Beschwerden nicht dulden, die sie um seinetwillen auf sich nehme. Es ist Karls einzige uns bekannte Äußerung persön-

9\*

licher Teilnahme für sie. Für das, was sich im Winter 1429 bis 1430 zwischen ihnen zutrug, fließen die Quellen spärlich. Sie folgte ihm nach Meung, Jargeau, Bourges und ging im Januar 1430 ohne ihn ein letztes Mal nach Orleans, das sie festlich und freudig wie immer empfing.

Sie war im übrigen Frankreich so wenig vergessen, daß Gerüchte über neue Erfolge und ihr Auftauchen vor Paris bereitwillig Glauben fanden, während in England die zur Einschiffung bestimmten Truppen zur Überfahrt gezwungen werden mußten, weil sie sich vor der Jungfrau fürchteten. Man las Messen für den König und die Pucelle. In der Bretagne wurde öffentlich für ihren Sieg gebetet, und aus dem bretonischen Lande schlossen sich ihr zwei Frauen an, die während des Winters ihr überall folgten, später zu Corbeil, im Mai 1430, von den Engländern gefangen wurden, und von denen die eine, Pierronne genannt, wegen vorgeblicher Visionen, besonders aber wegen ihres Zeugnisses für die Heiligmähigkeit der Jungfrau zu Paris verbrannt wurde.

Wie diese selbst sich Visionärinnen gegenüber zu verhalten pflegte, beweist ihr Auftreten zu Jargeau gegen Catherine de la Rochelle.

Der törichte Bruder Richard und mit ihm wohl auch ihre Gegner am Hof bemühten sich um diese Frau, die Mann und Kind verlassen hatte, um dem König verborgene Schätze zu verheißen;



wenn er sie in Begleitung von Herolden durch das Land ziehen lasse, werde sie das Volk zwingen, die versteckten Gelder in seinen Schatz abzuliefern. Sie berief sich auf die Erscheinung einer weißen Frau im Goldgewand. Johanna riet ihr anfangs wohlmeinend und gütig, zu ihren Kindern heimzukehren und ihr Haus zu bestellen. Als Catherine ablehnte, erbat die Jungfrau den Rat ihrer Stimmen und schlug dann vor, das Lager der Prophetin zu teilen und die Erscheinung abzuwarten. Während der ersten Nacht schlief sie ein und Catherine behauptete, ihre Dame sei gekommen, sie habe jedoch Johanna nicht zu wecken vermocht. Da schlief diese bei Tag, wachte die folgende Nacht hindurch und sah nichts. Daraufhin ließ sie den König wissen, die vorgeblichen Erscheinungen dieser Frau seien „ein Nichts und eine Torheit“. Bruder Richard dagegen meinte, auch wenn Catherine eine Betrügerin sei, könne man sich ihrer als eines Werkzeugs bedienen, worauf die Pucelle sich mit Entrüstung vom Franziskaner los sagte. Er predigte noch während der Fastenzeit zu Orleans und von da an wurde auch von ihm nichts mehr gehört. Von ihrem Beichtvater Pasquerel ist der von den Orthodoxen in Böhmen veranlaßte Brief an die Hussiten vom 3. März unterzeichnet, dessen lateinischer Text aber die kundige Hand eines Kirchenmannes, nirgends die Ausdrucksweise Johannas verrät. Darin werden die Hussiten aufgefordert, von

ihrer Keßerei zu lassen. Wo nicht, droht die Jungfrau, sie zu Paaren zu treiben, sobald sie die Engländer aus dem Lande verjagt habe.

Noch zweimal, im März, schrieb sie ihren Freunden in Reims, versicherte sie der Gnade des Königs und ihrer baldigen Ankunft. Ihr Entschluß war gefaßt. Karl VII. war mit ihr in Sully-sur-Loire. Einen Vorwand gebrauchend, entfloß sie Ende März den Erbärmlichkeiten seines Hofes und gelangte zur Osterwoche, am 16. April, in das königstreue Melun. Dort verkündeten ihre Stimmen zum erstenmal das ihr bevorstehende Schicksal. Sie werde, so sagten die heiligen Catharina und Margarethe, vor dem Johannistag gefangen werden: so müsse es geschehen, sie möge die Fassung nicht verlieren, sondern sich fügen, Gott werde ihr helfen. Sie bat, bei der Gefangennahme ohne lange Haft zu sterben, aber die Heiligen wiederholten von da an nur öfters, was sie verkündet hatten, offenbarten jedoch die Stunde trotz ihrer Bitten nicht und verboten ihr auch nicht, den heroischen Entschluß, mit dem sie sich trug, auszuführen.

### Compiègne.

„Nur an der Spitze der Lanze sei Friede mit Burgund zu finden,“ hatte die Jungfrau zu Bourges erklärt, aber den König davon zu überzeugen, gelang ihr nie, auch nicht jetzt, wo der

Waffenstillstand zu Ende ging. Ohne Karl, aber für ihn, wagte sich Johanna, an der Spitze einer Freischar in das wieder vom Krieg überzogene Land. D'Aulon, später auch Saintrailles, folgten ihr. Die Bevölkerungen blieben augenscheinlich gleichgültig, denn noch sechs Wochen später verfügte sie nur über einige hundert Mann. Der Nimbus war von ihr gewichen, die Menschen waren erkaltet, das Außerordentliche hatte sich durch Gewöhnung erschöpft.

Dennoch war die Lage nicht aussichtslos, als sie wieder den Kampfplatz betrat. In Paris, wo am 21. März eine Verschwörung zugunsten des Königs beinahe geglückt wäre, wuchs täglich die Unzufriedenheit mit Burgund, der die darbende Hauptstadt ohne Hilfe, selbst ohne Besatzung ließ, während die Armagnacs auf allen Punkten der Umgebung wieder auftauchten, Saint-Denis überrumpelten und die Gegend verwüsteten.

Unter solchen Umständen trug sich die Jungfrau mit dem Gedanken, in die Nähe von Paris zu kommen. Bei Sagny fand ein erstes Zusammentreffen mit dem Feind statt. An der Spitze von 300 bis 400 Mann begegnete sie einer gleich starken, von dem Freischarler Franquet d'Arras angeführten Schar von Engländern, die sie nach erbittertem Kampf vollständig vernichtete. Franquet, der überall, wo er hinkam, plünderte und mordete, fiel in ihre Hände. Es war ihre Absicht, ihn gegen einen Pariser aus-

zuwechselfeln; sie überließ ihn aber dann den Gerichten von Lagny und Sens, die seine Auslieferung verlangten und ihn hinrichten ließen.

Zu Lagny, wo sie Ostern feierte und mehrere Wochen verblieb, drangen Nachrichten zur Jungfrau, die sie veranlaßten, ihren Plan zu ändern, und statt gegen Paris, nach Compiègne sich zu wenden. Dort stand, seit den ersten Tagen des Mai, mit einer 5000 bis 6000 Mann starken bewaffneten Macht seiner Burgunder und englischer Hilfstruppen, Herzog Philipp der Gute.

Gegen die Absicht Karls und seiner Berater, die im Oktober 1429 dem Herzog die Stadt ausgeliefert hatten, war sie von ihren Bürgern und dem neuen Befehlshaber, Guillaume de Flavy, für den König gerettet worden. Der Herzog von Burgund mußte sich mit dem Besitz des nahebei gelegenen Pont Sainte-Margence begnügen, bis die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ihn veranlaßte, Compiègne zu belagern. Diese Stadt, eine der schönsten und reichsten des damaligen Frankreich, war auch strategisch äußerst wichtig. Sie beherrschte die Verteidigungslinie der Oise und damit den Weg nach Paris, konnte aber nur genommen werden, wenn das befestigte, an der Aisne gelegene Choisy fiel. Vor dieser Feste lag der Herzog seit 8. Mai. Er hatte bei Flavy Bestechungsmittel versucht, war aber von diesem mit den Worten zurückgewiesen worden, die Stadt gehöre nicht ihm, sondern dem König. Die drohende Gefahr veranlaßte selbst Karls Statt-

halter in Nordfrankreich, den Erzbischof von Reims, und seinen militärischen Befehlshaber, den Grafen von Vendôme, jedoch mit ungenügenden Streitkräften, Compiègne zu Hilfe zu eilen.

Die geographische Lage des Ortes erinnert an jene von Orleans. Es liegt am östlichen Ufer der Oise, unweit des Zusammenflusses der Aisne und der Aronde. Gegenüber, am westlichen Ufer, wurde es durch einen starken befestigten Brückenkopf geschützt.

Am 13. Mai erreichte die Jungfrau mit ihrer kleinen Schar Compiègne, das sie ehrenvoll empfing und ihr den Willkommtrunk kredenzte.

Choisy war noch nicht gefallen. Mit Saintrailles und 2000 Mann unternahm sie am 16. oder 17. Mai den Versuch, die zu Pont-à-Evesque an der Oise stehenden Engländer zu vertreiben. Der verwegen durchgeführte, anfangs glückliche Angriff mißlang; man mußte nach Compiègne zurück. Choisy ergab sich, und wahrscheinlich noch am selben 18. Mai drang das französische Heer mit Johanna weiter nordöstlich nach Soissons in der Absicht vor, im Rücken der Burgunder dort die Aisne zu überschreiten. Soissons war königlich, aber sein Befehlshaber verweigerte dem Heer des Königs die Aufnahme und verkaufte unmittelbar nach Abzug desselben die Stadt an den Herzog. Statt nach Compiègne zurückzukehren, verloren die französischen Heerführer den Mut, brachten ihre bewaffnete Macht

im befestigten Senlis in Sicherheit und überließen Compiègne seinem Schicksal.

Nicht so die Jungfrau, die erklärte, sie werde zu ihren guten Freunden in die bedrängte Stadt zurückkehren, und am 23. Mai um Mitternacht mit einigen hundert ihr treu Geliebten zum drittenmal dort eintraf. Sie ging zur Messe, empfing die Sakramente und beschloß, noch am selben Tag einen Ausfall zu wagen, den Flamm von der Stadt aus und durch bewaffnete Boote unter deren Mauern zu unterstützen versprach.

Auf dem westlichen Ufer der Oise stand das Heer des Herzogs in vier Lager geteilt. Zu Margny, am Ausgang des Straßendamms, der von der Brücke über tiefliegende, oft überschwemmte Wiesen nach der Picardie führte, befehligte der Burgunder Baudon de Nonelle, zu Coudon Herzog Philipp, zu Clairoix Graf Johann von Luxemburg. Eine halbe Meile von der Brücke standen Engländer bei Venette. Johanna beschloß, die Burgunder im zunächst gelegenen Margny anzugreifen und hierauf gegen die Engländer in Venette sich zu wenden. Sie wußte wohl, daß sie diese im Rücken hatte, rechnete aber auch darauf, daß die Besatzung von Compiègne imstande sein würde, jene Gegner aufzuhalten.

Obwohl sie später bekannt hat, seit der Verkündigung ihrer Gefangenschaft durch ihre Stimmen, nicht deren Befehl, sondern dem Willen der Führer in Kriegssachen gefolgt zu sein, hatte

sie nichts von ihrem kriegerischen Mut und ihrer Kühnheit eingebüßt. Ein unentrinnbares Schicksal vor Augen, warf sie sich mit heroischer Selbstaufopferung der Gefahr entgegen.

Es war am 23. Mai, nachmittags gegen fünf Uhr, als sie mit nur 500 bis 600 Berittenen und Fußtruppen die Burgunder in Margny überrumpelte und sie mit dem zufällig anwesenden Johann von Luxemburg gegen Clairon, von wo Hilfe herbeieilte, zurückwarf. Es entspann sich ein wütender, durch die numerische Überlegenheit der Gegner fast aussichtsloser Kampf.

Wie sie es vorausgesehen hatte, kamen die Engländer herbei und wurden von Guillaume de Flavon hinter dem Brückenkopf erwartet. Unglücklicherweise brach aber jetzt in den letzten Reihen der mit der Jungfrau Kämpfenden eine Panik aus. Sie fürchteten, von den Engländern im Rücken angefallen und abgeschnitten zu werden, wichen zurück und suchten, entweder die Boote oder den Brückenkopf zu erreichen, um auf die eine oder die andere Weise in die Stadt zurückzugelangen. Von dort aus wagte man nicht mehr zu schießen, um nicht die eigenen Leute zu treffen; die Engländer bemächtigten sich währenddessen der Landstraße, es entstand ein wirres Getümmel. Flavon, um zu verhindern, daß Freunde und Feinde zusammen in die Stadt eindrangen, wartete nicht länger und ließ deren Tore vor den zurückflüchtenden Scharen schließen. Als das

geschah, kämpfte Johanna, von treuen Genossen umgeben, noch mit einer unerschrockenen Tapferkeit, die ihre Feinde in Erstaunen setzte. Vergebens flehten die Ihrigen, sie möge sich retten, packten endlich ihr graues Schlachtroß beim Zügel und rissen sie mit fort, gegen den Brückenkopf. Zu spät! Von Engländern gehetzt, gelangte die kleine Schar noch bis an eine Grube zwischen dem Graben des Werkes und dem Fluß. Dort wurde sie umzingelt und aufgefordert, sich zu ergeben. „Ich habe meine Treue einem andern als Euch geschworen, ich werde sie halten,“ rief, sich noch immer wehrend, die Jungfrau. Da schlich ihr im Rücken ein Bogenschütze des Bastards von Vandonne, eines Ritters des Grafen Johann von Luxemburg. Der Bogenschütze packte die Jungfrau bei ihren langen Gewändern und riß sie vom Pferd. So ward sie gefangen. Mit ihr der treue d'Aulon und ihr Bruder Pierre.

Ein Jahr, kaum mehr, lag zwischen Orleans und Compiègne. Der epische Teil ihrer Sendung war für immer vorüber: das Drama des Martyriums begann.





## Dritter Teil.

# Das Martyrium von Johanna d'Arc.

## Die Gefangenschaft.

Zwei achtzigjährige Greise erzählten 1498, in ihrer Anwesenheit habe die Jungfrau eines Tags zu Compiègne nach Empfang der Kommunion zu einer Schar sie umringender Kinder und Leute gesprochen: „Meine Kinder und lieben Freunde, ich tue Euch kund, daß ich verkauft und verraten worden und binnen kurzem dem Tod überliefert sein werde. Also betet für mich, denn nie mehr werde ich Macht haben, weder dem König noch dem französischen Reich zu dienen.“

Nach dem Verrat von Soissons hätten diese Worte wohl gesprochen werden können. An den Verrat Flavys glaubte Johanna, die stets nach Compiègne zurückwollte, niemals. Ihn beschuldigten später das Parlament und die öffentliche Meinung, denn er war ein schlimmer, grausamer Mensch, den endlich die eigene Gattin ermorden

ließ. Compiègne jedoch verteidigte er so tapfer, daß die Belagerer nach sechs Monaten unverrichteter Dinge abziehen mußten.

Wohl aber führte Flavys Verhalten Johannas Schicksal herbei; er tat nichts, oder konnte nichts tun, um sie aus den Händen unerbittlicher Feinde zu retten. Die Erfolge der Jungfrau wurden ihr Verderben. Und groß genug waren, trotz der Mißgunst der letzten Zeit, diese Erfolge: Das Orleans, das Vendôme, das Dunois, einen großen Teil der Champagne und der Brie, das Châlonnais, das Rémois, das Valois, die Grafschaften Clermont und Beauvais hatte sie zurückerobert, den Übertritt René d'Anjous zur königlichen Sache durch ihre Siege veranlaßt, Karl VII. zur Krönung nach Reims geführt.

Die Rache der Engländer hatte sie zu gewärtigen. Den Dank von Franzosen erfuhr sie am ersten Tag ihres Unglücks. Vom 23. Mai, dem Datum ihrer Gefangennahme, ist ein charakteristischer Brief des Erzbischofs von Reims an seine Diözesanen datiert. Er meldet das Schicksal der Pucelle, die auf keinen Rat gehört und alles nach ihrem Gefallen getan habe. Ihres Hochmuts und ihrer Kleiderpracht wegen habe Gott sie gestraft. Gleichzeitig meldete Regnault, ein junger Hirte aus dem Gevaudan habe die Pucelle ersetzt. Es war ein armer Tor, den die Engländer zwei Monate später fingen, in einen Sack steckten und ertränken ließen.

Der Erzbischof, als er das schrieb, wußte die Jungfrau nicht nur gefangen, sondern glaubte sie tot!

Am selben 23. Mai benachrichtigte der Herzog von Burgund seine lieben Bürger von Saint-Quentin vom Ereignis des Tages und forderte sie auf, Gott für die Gefangennahme der Pucelle zu danken. Er hatte sie zu Margny gesehen und gesprochen, aber weder er noch seine Chronisten erwähnten jemals näheres darüber.

Am 25. Mai früh morgens gelangte die Nachricht von der Gefangennahme der Jungfrau nach Paris. Am nächsten Tag erhielt Philipp von Burgund ein Schreiben des Kanzlisten der Universität, im Namen des Großinquisitors von Frankreich, der die Jungfrau zu Recht vor sein Tribunal forderte, um „mit dem Rat und der Hilfe der guten Doktoren der Universität von Paris über sie zu richten“.

Wie diese allmächtige, den Klerus beherrschende Körperschaft über die Sache dachte, war nicht zweifelhaft. Schon Ende 1429 hatten Doktoren der Universität die Jungfrau wegen Häresie verdächtig und als falsche Prophetin in Rom angeklagt. Die Universität aber war die mächtigste Stütze der englischen Herrschaft, und die Engländer, bis zuletzt und noch nach ihrem Tode unter dem Bann des Schreckens vor der Pucelle, hatten ihr schon vor Orleans das Ende einer Hefe auf dem Scheiterhaufen verkündet.

Aber sie hatten die Jungfrau noch immer

nicht. Nach Kriegsbrauch gehörte sie Johann von Luxemburg, Grafen von Signy, der den mit ihr gefangen genommenen Saintrailles bald darauf freigab oder austauschte, sie aber nach einigen Tagen von Margny nach dem Schloß Beaulieu und anfangs Juni nach seinem Schloß Beurevoir bei Cambrai bringen ließ.

Inzwischen hatten die Engländer das richtige Werkzeug zu ihrer Vernichtung gefunden. Es war Pierre Cauchon, Bischof von Beauvais. Dieser ehrgeizige Mann, ein rechtskundiger Politiker von sehr bedeutenden Fähigkeiten, hatte bereits zweimal, 1418 und 1420, im Dienste der Engländer über Priester, die zur Partei der Armagnacs gehörten, gerichtet. Sein Streben galt jetzt dem erledigten erzbischöflichen Stuhl von Rouen, wo er sich aufhielt, seitdem die Bürger von Beauvais ihn verjagt hatten, aber er blieb ihr rechtmäßiger Bischof und in seinem Sprengel war Johanna gefangen worden. Zugleich bekleidete Cauchon das Amt eines Rektors der Pariser Universität und Hüters ihrer Privilegien.

Im Einverständnis mit ihr erschien er, am 14. Juli, im Lager von Compiègne. Dort forderte er von Philipp von Burgund und dem Luxemburger nochmals die Auslieferung der Jungfrau, aber an ihn persönlich, weil sie zu seiner bischöflichen Gerichtsbarkeit gehöre.

Ein Brief, den er im Auftrag der Universität dem Luxemburger einhändigte, spricht die Befürchtung aus, es seien geheim gehaltene Ver-

handlungen (aller Wahrscheinlichkeit nach von seiten einer der Jungfrau ergebenen Stadt) zu ihrer Befreiung in Gang. Diesen kam die Universität jetzt zuvor. „Im Namen des Königs von England und Frankreich,“ bot sie ihrerseits ein Lösegeld, das von 6000 auf 10 000 Livres gesteigert wurde; dazu ein Jahrgehalt von 200 bis 300 Livres für den Bastard von Vendonne, der sie gefangen, und zwar mit der Begründung, daß nach französischem Recht und Herkommen der König jeden Gefangenen, und wäre er aus königlichem Blut, beanspruchen könne. Dem andern König von Frankreich, Karl VII., hörte man nichts. Sowohl Philipp von Burgund wie der Luxemburger erklärten sich mit dem Handel einverstanden. Die Geldesleistung wurde den von England besetzten Provinzen, vornehmlich der Normandie, auferlegt und von deren Kanzler im Oktober in Gold ausgezahlt.

Der Betrag der Summe gibt Zeugnis davon, wie auch jetzt noch die Engländer über die Bedeutung der Jungfrau dachten. Sie werteten sie so hoch wie nach damaligen Begriffen ein ganzes Heer. Denn nach dem heutigen Tauschwert edler Metalle berechnen sich die 10 000 Franken oder Livres tournois auf etwa 550 000 Franken.

Auch mit Cauchons Anspruch waren die Engländer einverstanden.

Doktoren der Universität konnten immerhin ein unabhängiges Urteil sprechen wollen, und

Paris, von den Banden der Armagnacs umschwärmt, war nicht sicher. Obwohl auch die Treue der Bürger von Rouen zweifelhaft war, zogen es die Engländer vor, die Führung des Prozesses dorthin zu verlegen.

Die unter Ludwig dem Heiligen in Frankreich eingeführte, sehr herabgekommene Inquisition wurde von Dominikanern und Franziskanern gehandhabt, aber diese mußten im Einverständnis mit dem Diözesanbischof vorgehen, und es fehlte nicht an Beispielen, daß der Bischof allein die Gerichtsbarkeit besaß. Das sollte auch jetzt geschehen. Das Kapitel von Rouen in seiner Mehrheit erteilte dem Bischof von Beauvais das Recht, seine Jurisdiktion in Rouen auszuüben.

Dort befand sich seit 29. Juli auch der junge König Heinrich VI., der bis Ende November 1431 in Rouen verblieb. Befehlshaber der Stadt war der Graf von Warwick. Des Königs Onkel Beaufort, Kardinal von Winchester, vertrat den Regenten Bedford, der auf dem Kriegsschauplatz sich befand, und dessen Name im Prozeß nie genannt werden sollte.

Cauchon legte den größten Wert auf Einhaltung der äußeren Gesetzesvorschriften. Das Laienelement blieb anscheinend ganz unbeteiligt. Der Form nach und auf Befehl, es wird selbst behauptet auf eine Todesdrohung des Großinquisitors von Frankreich, mußte der lokale Inquisitor in Rouen, ein armer, ängstlicher Mönch, die Autorität des Bischofs durch seine Anwesenheit

unterstützen. Aber das geschah erst im März, nach Beendigung des öffentlichen Verhörs. Aus Paris berief Cauchon 80 Doktoren der Universität, unter diesen Theologen, die ihre Hochschule später zu Basel vertraten. Es waren Guillaume Erard, Nicole Midi, dann jener Thomas de Courcelles, der zu Rouen und Basel eine ganz hervorragende Rolle spielte und auf Cauchons Veranlassung die Prozeßakten redigieren mußte. Die übrigen, Assessoren genannten Richter, unter ihnen zwei oder drei Engländer, waren sämtlich Anhänger der englischen Herrschaft und von England besoldet. Cauchon allein erhielt für 153 Tage 40 000 Franken unseres Geldes. Auch der Inquisitor und beigezogene Ärzte wurden hoch entschädigt. Von den 113 Richtern waren nie mehr als 60 zugleich anwesend; einer, nämlich Thomas de Courcelles, 37 mal, andere wieder nur einmal.

Cauchon begab sich, um seine Vorbereitungen zu treffen, längere Zeit auf Reisen und kam auch nach Beaurevoir, wo Johanna gefangen gehalten wurde.

Dort hatte die Jungfrau mitleidige Seelen, drei Frauen namens Johanna, die Gattin, die Muhme und die Stieftochter des Herzogs von Luxemburg gefunden. Sie bewahrten französische Sympathien, erwiesen sich der Gefangenen hilfreich und boten ihr Frauenkleider an. Sie verweigerte diese mit dem Bemerkten, dazu sei es noch nicht Zeit; noch habe der Herr es nicht erlaubt.

Von unziemlichen Handlungen, die junge Edelleute mit ihr versuchten und die ihren Widerstand erklären, wissen wir durch einen der Schuldigen, Haimond de Macq.

Schon zu Beaulieu wäre es ihr fast zu entfliehen gelungen. Sie zwängte sich durch Pfähle und wollte eben ihre Wächter einschließen, als sie vom Torwart bemerkt und wieder festgenommen wurde. Zu Beaurevoir ließ sie sich zu einer Handlung hinreißen, die von ihr als schweres Vergehen empfunden und bitter bereut worden ist.

Ob sie Cauchon während seines Aufenthalts im Schlosse sah, wissen wir nicht, wohl aber, daß Johanna ihre Auslieferung an die Engländer erwartete und die Lage von Compiègne ihr nach falschen Nachrichten als verzweifelt geschildert wurde. Die nie aufgegebene Hoffnung, der Stadt Hilfe zu bringen, ergriff sie mit der Macht einer fixen Idee. Sie kämpfte mit ihren Stimmen. Obwohl die hl. Catharina ihr und Compiègne Hilfe verhiess, sie zur Geduld mahnte und ihr sagte, sie werde nicht befreit werden, bevor sie den König von England gesehen habe, erwiderte Johanna, sie wolle ihn nicht sehen und lieber sterben als den Engländern in die Hände fallen; werde Compiègne befreit, so wolle sie dabei sein, sie höre, man wolle alle seine über sieben Jahre alten Einwohner töten, „wie könne Gott so gute, ihrem König so treue Leute sterben lassen?“ Endlich ertrug sie es nicht mehr: sie empfahl sich Gott und der hl. Jungfrau; vom



einzigem Gedanken, frei zu werden, getrieben, wagte sie einen Sprung in die Tiefe. Nach einigen Angaben geschah es von der mindestens 60 Fuß messenden Höhe des Turms herab; in diesem Fall wäre sie nur durch ein Wunder am Leben geblieben. Nach einem andern glaubwürdigeren Bericht ließ sie sich mittels zusammengebundener Stricke oder Tücher aus einem Fenster des Schlosses der Mauer entlang hinabgleiten; der Halt war zu schwach, er brach unter der Last ihres Körpers, sie fiel, schwer aber nicht lebensgefährlich verletzt, zu Boden und wurde bewußtlos aufgefunden. Drei Tage lang konnte sie weder Speise noch Trank genießen. Dann wurde sie getröstet. Die hl. Catharina rügte in milden Worten ihre Unvorsichtigkeit, forderte sie auf zu beichten und Gott um Verzeihung zu bitten, und versprach abermals die Rettung von Compiègne. Johanna faßte sich, gehorchte, nahm wieder Speise zu sich und wurde nach wenigen Tagen gesund.

Sie war verkauft, aber noch nicht bezahlt. Johann von Luxemburg entledigte sich der Verantwortung für ihre Person, indem er sie Ende September auf burgundisches Gebiet nach Arras bringen ließ, wo ihr abermals Frauenkleider angeboten wurden. Trotz ihrer Weigerung, sie anzulegen, wurden ihr dort die Sakramente gereicht. Im Schloß Drugn besuchten sie barmherzige Frauen, die von ihrer Standhaftigkeit und Ergebung zu Tränen gerührt wurden; Johanna

umarmte sie mit dankbaren Worten und empfahl sich ihrem Gebet.

Philipp von Burgund hatte soeben Brabant geerbt und stand in Flandern, aber seine Truppen in Frankreich und vor Compiègne waren in schwieriger Lage und er bedurfte der Engländer. Noch war ihnen die Jungfrau nicht ausgehändigt und Karl VII. hatte ein Mittel zu ihrer Rettung in der Hand. Papst Martin V. betrachtete nämlich mit Recht die Theologen der Pariser Universität als gefährliche Gegner, die wider seine Absicht das Konzil forderten. An den Papst konnte Karl sich in Sachen der Pucelle mit Aussicht auf Erfolg wenden. Es geschah nicht, und der Verdacht liegt nahe, daß er sich schämte, als Mitschuldiger einer als Häre Angeklagten zu erscheinen. Auf die Frage, ob er überhaupt einen Versuch zu ihren Gunsten wagte, lautet, zu seiner ewigen Schande, die Antwort verneinend.

Ihre Auslieferung erfolgte am 21. November, in der befestigten Seestadt Croton in der Picardie, und von dem Augenblick an war sie verloren.

Es steigerte die Erbitterung ihrer Feinde, daß Compiègne ihnen seit 26. Oktober verloren gegangen war und sie auch sonst Niederlagen erlitten. Sehr langsam, über Eu und Dieppe, brachten sie die Jungfrau nach Rouen, wo sie vor Weihnachten 1430 mit ihr eintrafen.

## Rouen. Das öffentliche Verhör.

Das Entsetzliche, was sie dort erwartete, begann mit einer Ungeheuerlichkeit.

Johanna war Gefangene der Kirche und sollte von ihr in Gewahrsam gehalten werden. In den Kerkern des Erzbischofs befanden sich Frauenzellen, worin Frauen bedienten. Statt dessen ließ es Cauchon geschehen, daß sie in das Schloß von Rouen gebracht und fortan von englischen Soldaten bewacht wurde. Für ihre Aufnahme war gesorgt.

In einem bereit gehaltenen eisernen Käfig soll sie am Hals, an Händen und Füßen angekettet und in diesem Zustand, der bei noch längerer Dauer den Tod bringen mußte, bis zur Eröffnung der Verhandlungen, jedenfalls über zwei Wochen, belassen worden sein, worauf man sie, auch des Nachts und auf ihrem Lager, an den Füßen mit einer an der Wand befestigten eisernen Kette schloß.

Am 9. Januar 1431 begann die Prozedur.

Bereits am 21. November hatte die Pariser Universität den König Heinrich darüber beglückwünscht, daß die grausame Feindin der Christenheit in seinen Händen sei. Sie verlangte noch einmal die Verlegung des Prozesses in die Hauptstadt und rügte, nicht zum Verdruß der Umgebung des Königs, die Saumseligkeit Cauchons.

Den kleinen, zehnjährigen Heinrich VI. ließ

man denn auch am 3. Januar erklären, wenn die Kirche, der er Johanna übergab, sie der Verbrechen der Häresie, Blasphemie usw. nicht schuldig befinden sollte, so werde er sie zurückfordern.

Der jetzt beginnende Prozeß war ein Hexenprozeß, geführt zu einer Zeit, wo auch in Frankreich der Glaube an Magie und Teufelskultus in erschreckender Weise überhand nahm und zahlreiche Opfer beiderlei Geschlechts forderte. Das Verfahren war das der Inquisition, ein Gemisch von Sätzen des gemeinen Rechtes, von Spezialdekreten und unter den Dominikanern sich fortsetzenden Gewohnheiten. Inquisitor und Bischof legten das Gesetz aus, und letzterer hatte leichtes Spiel, es in den Dienst der Politik zu stellen. Die Angeschuldigten erhielten keine Verteidiger, Zeugenaussagen für und wider blieben entweder geheim oder fielen ganz weg.

Dennoch ließen die Engländer Nachforschungen über Johannas Vorleben anstellen, deren Ergebnisse verschiedenen Theologen, unter andern dem Thomas de Courcelles im Januar und Februar bekannt gegeben und im Laufe der Verhandlungen benützt, in den Prozeßakten aber nicht veröffentlicht wurden. Nur auf Grund ihrer eigenen Aussagen ist die Jungfrau verurteilt worden.

Am 9. Januar 1431 konstituierte Cauchon sein Tribunal. Der zum Generalprokurator ernannte Jean d'Estivet, Kanonikus von Beau-

vais, war dem Bischof völlig ergeben und erwies sich als einer der schlimmsten und perfidesten Verfolger seines unglücklichen Opfers. Von vier Beteiligten, Jambart de la Pierre, Houpeville, Duval und Lohier, weiß man dagegen, daß sie gegen das Verfahren Cauchons protestierten. Sie bestritten dessen Gültigkeit, weil die Anwesenden sämtlich der gegnerischen Partei angehörten und überdies nicht frei seien, ihre wahre Meinung kund zu geben, und weil weder der König von Frankreich vertreten, noch der minderjährigen Angeklagten ein Advokat bewilligt sei. Ein weiterer Grund, den Houpeville anführte, war nicht mehr stichhaltig. Er berief sich auf das frühere Zeugnis des Erzbischofs von Reims für die Pucelle. Aber dieser hatte längst seinen Sinn geändert und Johanna preisgegeben.

Cauchon und Warwick drohten diesen Männern mit Ertränken, dann mit Verbannung; Houpeville wurde eine Zeit hindurch eingekerkert und man gebrauchte Einschüchterungsmittel gegen andere, die ihre Teilnahme am Prozeß verweigerten, so gegen beigezogene Ärzte, gegen einen Zeugen, der für Johanna eintrat, und gegen einen andern, der günstige Berichte über sie aus Domremy brachte und als „falscher Armagnac“ beschimpft wurde.

Eine der wichtigsten Persönlichkeiten, Maître Guillaume Manchon, Priester und Greffier zu Rouen, der als Notar des ersten Prozesses das Protokoll über die Verhöre zu führen hatte, sagt

im zweiten Prozeß aus, es sei, während der ersten Tage auf Cauchons Befehl der Versuch gemacht worden, die Aussagen Johannas durch Notare, die sich in einem Versteck verborgen hielten, zu fälschen, er aber habe sich diesem Versuch widersetzt und nur die Wahrheit nach seinem besten Verständnis und Gewissen in die Akten aufgenommen. Das bestätigt auch der ehrlichste Freund, der während des Prozesses der Jungfrau zur Seite stand, der Dominikaner Martin Ladvenu. Historiker, die seit Veröffentlichung der offiziellen Aktenstücke diese einer genauen Prüfung unterzogen, sind gleichfalls zur Überzeugung gelangt, daß kein Anlaß vorliegt, ihre Genauigkeit zu bezweifeln.

Ein Beweis dafür bleibt unwiderleglich: Diese Verhöre sind die glänzende Rechtfertigung der Jungfrau.

Bewährter als durch ihre Taten, größer als nach ihren Siegen erschien sie von dem Tag an, wo sie allein, verlassen und dem Untergang geweiht, in der Reinheit ihrer Seele und im Bewußtsein ihrer Unschuld, drei Monate hindurch ihren Peinigern Rede stand.

Sie tat es mit einer geistigen Freiheit, einer überlegenen Ironie und heiligen Einfalt, die, wenn man ihre Lage bedenkt, viel mehr als alle sonstigen Merkmale ihrer Sendung einen Zug des Außerordentlichen ausprägt. Ihre Selbstverteidigung ringt auch den kühnsten Zweiflern das Geständnis ab, „sie sei wunderbar gewesen“.

Die fürchtbare Probe begann am 20. Februar 1431 mit der Aufforderung an Johanna, am nächsten Morgen vor ihren Richtern zu erscheinen.

Sie erklärte sich gern dazu bereit, verlangte aber die Zuziehung von Priestern der französischen in gleicher Zahl mit jener der englischen Partei, und die Erlaubnis, vorher der Messe beizuwohnen. Cauchon ließ das erste Gesuch unbeantwortet und lehnte das zweite mit der Begründung ab, das verabscheuungswürdige Männergewand, das sie trage, schließe sie von der Teilnahme am Gottesdienst aus.

Vor 42 Doktoren und Geistlichen begann am 21. Februar, morgens 8 Uhr, das erste Verhör.

Der Bischof ermahnte die Jungfrau, offen und rückhaltlos auf alle Fragen, die man ihr stellen werde, zu antworten. Als sie erwiderte, sie wisse nicht, worüber man sie ausfragen werde, es könne über Dinge sein, die sie nicht sagen wolle, verlangte er den Eid über alles den Glauben Betreffende. Sie entgegnete, gern wolle sie über alles, was ihre Eltern betreffe und was sie seit ihrer Ankunft in Frankreich getan habe, eidlich aussagen, nicht aber über die ihr von Gott zuteil gewordenen Offenbarungen. Davon werde sie, auch wenn man ihr den Kopf abschneide, nichts sagen, denn ihre Stimmen hätten es ihr verboten. Bevor acht Tage verstrichen seien, werde sie wissen, was sie zu tun habe. Alles Drängen des Bischofs blieb

vergebens. Auf ihren Knien, die beiden Hände auf das Evangelienbuch gelegt, schwur sie, die Wahrheit, aber nur bezüglich der Glaubenssachen, zu bekennen. Dem Bischof nach Brauch der Inquisition aufgefordert, das Vater Unser herzusagen, verlangte sie, er möge ihre Beichte hören, dann werde sie es tun. Auf Cauchons Vorschlag, ihr statt seiner zwei andere Personen zu stellen, vor denen sie das Vater Unser sagen sollte, erwiderte sie abermals, sie werde es nur in der Beichte tun. Bevor er sie entließ, verbot er ihr unter Strafe des damit erwiesenen Verbrechens der Häresie Fluchtversuche anzustellen. Worauf sie erklärte, wenn sie zu entkommen suche, könne niemand sie eines Treubruchs zeihen, denn sie habe nichts versprochen. Zugleich beklagte sie sich in Ketten zu liegen.

Als der Bischof erwiderte, das sei notwendig, weil sie bereits früher zu entfliehen gesucht habe, stellte sie es nicht in Abrede, sondern sagte: „Das ist wahr; ich wollte aus dem Gefängnis entkommen und will es noch, wie es das Recht jedes Gefangenen ist.“

Dieses erste Verhör hatte in der Schloßkapelle unter lärmenden Unterbrechungen stattgefunden. Fortan wurden die Sitzungen in einem Saal des Schlosses abgehalten und schon am nächsten Tag wieder aufgenommen.

„Ihr bedrängt mich zu sehr,“ entgegnete die Jungfrau auf das wiederholte Begehren des Bischofs, sich eidlich zur Beantwortung aller Fragen



zu verpflichten. Die Weiterführung des Verhörs übernahm der gelehrte Doktor der Pariser Universität, Jean Beaupère. Er versuchte anscheinend Milde und ermahnte sie in zweideutiger Rede, alle Fragen recht gut und wie sie es geschworen habe zu beantworten.

Sie aber durchschaute die Absicht, blieb bei der Unterscheidung, die sie tags vorher gemacht hatte, und seufzend fügte sie hinzu: „Wäret Ihr gut über mich unterrichtet, so mühtet Ihr wünschen, mich nicht in Händen zu haben. Ich tat nichts als durch Offenbarung.“

Beaupère befragte sie über ihre Jugendzeit und ob sie alljährlich gebeichtet habe. Sie erzählte unbefangen, daß ihr Pfarrer ihr gewöhnlicher Beichtvater gewesen sei und sie zu Ostern die Kommunion empfangen habe.

„Und zu andern Festen?“

„Gehet weiter,“ erwiderte sie.

Sie gab hierauf die Geschichte ihrer Sendung bis zur Abreise nach Chinon. Auf die Frage, wie sie den König erkannt und ob, wie man erzählte, ein Engel über ihm geschwebt habe, wehrte sie zweimal ab: „Weiter, ich bitt' Euch, geht weiter.“ Dann über das Zeichen des Königs befragt: „Ich werde es auch nicht sagen, die Stunde ist nicht gekommen; schickt zu dem König, und er wird es Euch sagen.“ An jedem Tag, fügte sie hinzu, höre sie die Stimme, die sie zum König gesendet habe, und bedürfe ihrer sehr; nie aber habe sie eine andere Belohnung als

das Heil ihrer Seele von ihr verlangt. Befragt, ob die Stimme ihr befohlen, nach Paris zu gehen, gestand sie, es sei ihr gesagt worden, in Saint-Denis zu bleiben.

„War der Tag des Angriffs auf Paris nicht ein Feiertag?“

„Ich glaube es.“

„War das recht?“

„Geht weiter.“

Am dritten Tag erreichten endlich ihre Richter die Ablegung eines zweiten Eides, alles zu sagen, was den Prozeß betreffe. Es war Fastenzeit. Beaupère fragte die Neunzehnjährige, ob sie gegessen und getrunken habe? „Nichts seit vorigem Mittag.“ Ob sie ihre Stimme vernommen? „Gestern und heute.“ Zu welcher Stunde? „Am Morgen, zur Vesper, bei dem Gebetläuten. Zuweilen habe ich sie viel öfter vernommen.“ Was tatet Ihr, als die Stimme morgens kam? „Ich schlief, sie hat mich geweckt.“ Hat sie Euch am Arm gepackt? „Sie weckte mich, ohne mich zu berühren.“ Habt Ihr der Stimme gedankt? „Ich setzte mich im Bett auf, faltete die Hände und bat um ihren Beistand bei Gott, damit er mich bei meinen Antworten erleuchte.“ Und was sagte die Stimme? „Ich möge nur kühn antworten, Gott werde mir beistehen.“ Zum Bischof gewendet: „Ihr sagt, daß Ihr mein Richter seid. Gebt acht, was Ihr tut, denn wahrlich, ich bin von Gott gesandt und Ihr setzt Euch in große Gefahr.“ Und wieder: „Ich

glaube fest, ebenso fest, wie an meinen christlichen Glauben und daß Gott uns von der Hölle losgekauft hat, daß diese Stimme von Gott kommt.“

Hat sie Euch verboten, auf alles zu antworten?

„Davon werde ich Euch nichts sagen. Ich habe Offenbarungen in bezug auf den König, die ich Euch nicht sagen werde . . . ich fürchte viel mehr, diesen Stimmen zu mißfallen, als ich Euch zu antworten fürchte.“

Glaubt Ihr, es mißfalle Gott, daß man die Wahrheit sage? „Die Stimmen sagten mir, dem König, nicht Euch, gewisse Dinge zu sagen. In dieser Nacht sagten sie mir viele Dinge zu des Königs Besten, ich wollte, er wüßte sie, und sollte ich bis Ostern keinen Wein kosten. Der König aber, wenn er diese Dinge wüßte, würde vergnügter essen.“

Und warum spricht die Stimme nicht zum König, wie sie es tat, als Ihr in seiner Gegenwart standet? „Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille ist; ohne die Gnade Gottes werde ich nichts tun.“

Johanna, seid Ihr im Stande der Gnade? „Wenn ich es nicht bin, möge Gott mich darein versetzen, wenn ich es bin, mich darin erhalten. Ich wäre die elendeste Frau der Welt, wenn ich mich nicht im Stande der Gnade glauben dürfte. Wäre ich in Todsünde verfallen, so spräche die Stimme nicht zu mir.“

Einer der Assessoren wagte zu sagen, auf eine so wichtige und ungeziemende Frage habe Johanna nicht Rede zu stehen. „Es wäre dir besser, du schwiegest,“ herrschte ihn der Bischof an.

Das Verhör lenkte sich auf den Seenbaum zu Domremy, auf die abergläubischen Bräuche der Einwohner, auf ihren Haß gegen die Bourguignons. Es gelang in keiner Weise, die Jungfrau, die ruhig berichtete, was wir darüber erzählt haben, zu einer verfänglichen Äußerung zu veranlassen. Da folgte die Frage, ob sie Frauenkleider anlegen wolle? „Gebt mir ein solches, und ich werde es anlegen, wenn man mich gehen läßt. Wo nicht, werde ich es nicht tun und mich mit diesem begnügen, da es Gott gefällt, daß ich es trage.“

Nach diesen drei ersten Verhören, von denen jedes vier bis fünf Stunden dauerte, bewegte sich fortan die Untersuchung in den einförmigsten, peinlichsten und verworrensten Wiederholungen stets um dieselben Dinge. Ein berühmter deutscher Theologe spricht einmal von der „gelehrten Ignoranz“ dieser mittelalterlichen Welt. Sie umstrickte das Opfer mit dem Netz verfänglicher Ausforschungen, zum Zweck, sie des Einverständnisses mit höllischen Mächten zu überführen. So in bezug auf den Seenbaum zu Domremy, auf das Schwert von Tierbois: habt Ihr es nicht auf den Altar gelegt, damit es vom Glück begünstigt sei?

„Nicht daß ich wüßte.“



Die Jungfrau von Orleans.  
Standbild von Paul Dubois in Reims.

Habt Ihr nicht zu diesem Zweck gebetet?

„Es ist gut zu wissen, daß ich wünschte, meine Rüstung möge glücklich sein.“

Was aus dem Schwert geworden sei?

„Das gehört nicht zum Prozeß.“

Und das Banner?

Sie habe es mehr als alles andere geliebt und stets beim Angriff in Händen gehabt, um keinen Menschen zu töten, was sie auch nie getan habe.

Wußtet Ihr, daß Ihr verwundet werden würdet? — „Ich wußte es und sagte es dem König, aber ich bat ihn, unbehindert vorzugehen. Meine Heiligen hatten es mir verkündet.“

Warum sie zu Jargeau vom Befehlshaber kein Lösegeld verlangte?

„Weil meine Edelleute den Engländern Bedingungen gestellt hatten. Ich selbst war der Ansicht, die sollten in ihren kleinen Panzerhemden abziehen und ihr Leben sollte ihnen geschenkt werden, wenn sie nicht durch Sturm gefangen genommen werden wollten.“

Beaupère fragte jetzt in teilnehmendem Ton: Johanna, wie befindet Ihr Euch seit Samstag?

„Ihr seht es wohl, so gut als ich kann.“

Fastet Ihr täglich, seit es Fastenzeit ist?

„Gehört das zum Prozeß?“

Ja, gewiß.

„Wirklich, nun dann! Ich habe die ganze Zeit hindurch gefastet.“

Habt Ihr seit Samstag Eure Stimme gehört?  
„Wahrlich ja, recht oft.“

Habt Ihr sie am Samstag in diesem Saal,  
wo Ihr verhört werdet, vernommen?

„Ich habe sie gehört.“

Was hat sie zu Euch gesagt?

„Ich verstand sie nicht deutlich, bis ich  
wieder in meiner Zelle war.“

Was sagte sie dann?

„Kühn zu antworten. Ich bat um Rat  
wegen der Fragen, die man mir stellt. Ich  
werde willig sagen, was Gott mir zu offenbaren  
erlaubt; aber in bezug auf die Offenbarungen,  
die den König betreffen, werde ich ohne Erlaub-  
nis der Stimme nichts sagen.“

War es die Stimme eines Engels, oder eines  
Heiligen, oder kam sie unmittelbar von Gott?

„Es waren die Stimmen der heiligen Catha-  
rina und Margarethe. Ihre Gestalten tragen  
reiche, kostbare Kronen. Das erlaubt mir Gott  
zu sagen. Wenn Ihr meine Worte bezweifelt,  
schickt nach Poitiers, wo ich einst vernommen  
wurde.“

Woher wißt Ihr, daß es zwei Heilige sind?  
Wie unterscheidet Ihr sie?

„Ich weiß, daß sie es sind, und ich unter-  
scheide sie.“

Aber wie?

„Durch die Art, wie sie mich grüßen. Es  
ist wohl sieben Jahre her, daß sie es übernom-

men haben, mich zu führen. Ich kenne sie, weil sie sich mir nennen."

Sind sie gleich angezogen?

"Darüber etwas zu sagen, ist mir nicht erlaubt. Wenn Ihr mir nicht glaubt, geht nach Poitiers." Am 17. März fügte sie hinzu, die Heiligen hätten ihr erlaubt, sie zu umarmen, und dabei sei ein Wohlgeruch von ihnen ausgegangen.

Welche Erscheinung saht Ihr zuerst?

"Den hl. Michael. Er war nicht allein, sondern von Engeln umgeben."

Welche Gestalt hatte der hl. Michael?

"Die eines sehr wahrhaft ehrbaren Mannes — d'un vrai prud'homme."

Am 1. März fand das fünfte Verhör statt. Sie mußte den Eid wiederholen und fügte hinzu, sie werde in bezug auf das, was zum Prozeß gehöre, so aufrichtig die Wahrheit bekennen, „als stehe sie vor dem Papst in Rom“.

Da fragte man, welchen Papst sie für den rechtmäßigen halte?

"Gibt es deren zwei?" erwiderte sie schlagend!

Da hielten sie ihr den Brief an den Grafen von Armagnac vor.

Sie bekannte ohne Zögern, ihn diktiert zu haben, konnte sich aber einer Stelle nicht entsinnen, wo gesagt war, sie wisse durch den Rat des Königs der Könige, was der Graf in dieser Sache für wahr halten solle.



Zweifelt Ihr selbst über denjenigen, dem der Graf gehorchen soll? warf der Richter ein.

„Ich wußte nicht, was ich dem Grafen sagen sollte, der wissen wollte, wem Gott zu gehorchen befehle. Was aber mich betrifft, so halte ich dafür und glaube, wir sollen unserm Herrn, dem Papst, der in Rom ist, gehorchen.“

Über die Frage von den drei Päpsten habe sie nie etwas geschrieben oder schreiben wollen, noch würde die dem Grafen versprochene Antwort diese Sache berührt haben.

Der Brief, den man ihr vorzeigte, trug oben die Namen „Jesus, Maria“, dazu ein Kreuz.

Ob sie das immer zu tun pflege? Nein, nur manchesmal. Wenn sie gefürchtet habe, der Brief könne in Feindeshände fallen, habe sie stets ein Kreuz als Erkennungszeichen angebracht.

Nun wurde ihr der Brief an die Engländer vor dem Entsatz von Orleans, und zwar unverfälscht, wie wir ihn kennen, vorgelegt. Sie beanstandete, wie bereits gesagt, nur einige Stellen. Aber sie begnügte sich nicht, die Verantwortung für das Schreiben auf sich zu nehmen; vielmehr wiederholte sie mit furchtlosem Mut die ihr jetzt todbringenden Gedanken ihrer Sendung und verkündete ihren Feinden ins Gesicht:

„Ehe sieben Jahre vergangen sind, werden die Engländer ein viel größeres Pfand als vor Orleans geben. Sie werden infolge eines großen, den Franzosen von Gott verliehenen Sieges ganz Frankreich verlieren. Ich weiß es durch eine

mir gewordene Offenbarung. Ich weiß es so gewiß, als ich Euch hier vor mir sehe.“

Wann soll das geschehen?

„Ich kenne weder den Tag noch die Stunde.“

Am 12. November 1437 sollte Karl VII. seinen Einzug in Paris halten.

Dieses und das sechste und letzte öffentliche Verhör vom 3. März drehten sich dann wieder fast ausschließlich um die Visionen Johannas, um die Wunderkraft, die sie ihrem Banner, ihrem Schwert, dem Ring an ihrem Finger, den die Mutter ihr geschenkt und den die hl. Catharina berührt hatte, zugeschrieben haben sollte.

Unter welcher Gestalt erschien der hl. Michael?

„Ich sah ihn mit keiner Krone. Von der Kleidung weiß ich nichts.“

War er nackt?

„Glaubt Ihr, Gott vermöge nicht, ihn zu kleiden?“

Hatte er Haare?

„Warum wären sie ihm abgeschnitten?“

Hielt er eine Wage?

„Ich weiß es nicht.“

Auf ihre Bemerkung, sie habe zuweilen ihren beiden Heiligen gebeichtet: also glaubtet Ihr Euch im Stande der Todsünde?

„Ich weiß es nicht, glaube aber nicht, Werke der Todsünde getan zu haben. Gott behüte mich, jemals etwas getan zu haben oder zu tun, das meine Seele so belasten könnte.“

Wie wisset Ihr, ob die, die Euch erscheinen, männlichen oder weiblichen Geschlechtes sind?

„Ich erkenne sie an ihrer Stimme.“

Was seht Ihr von ihnen?

„Das Antlitz.“

Haben die Heiligen Haare?

„Schöne Frage! Ja.“

Ist etwas zwischen ihren Kronen und ihren Haaren?

„Nein.“

Sind die Haare lang und herabhängend?

„Ich weiß es nicht.“

Haben sie Arme oder andere Gliedmaßen?

„Ich weiß es nicht; aber sie reden eine schöne Sprache, und ich verstand sie sehr gut.“

Wie konnten sie reden, da sie keinen Körper besitzen?

„Ich überlasse es Gott. Ihre Stimmen sind schön, sanft und freundlich; sie sprechen französisch.“

Spricht die hl. Margarete nicht englisch?

„Wie spräche sie englisch, da sie nicht zur Partei der Engländer gehört?“

Trugen sie Ohrringe?

„Ich weiß es nicht.“

Welche Versprechungen haben sie Euch gemacht?

„Daß mein König, ob seine Feinde es wollen oder nicht, wieder in sein Reich eingesetzt werden wird. Sie versprachen, mich in das Paradies zu führen, wie ich sie darum bat.“

Und das Zeichen des Königs?

Ohne Meineid dürfe sie nichts darüber aussagen; aus eigenem Antrieb habe sie ihren Heiligen darüber zu schweigen versprochen; zu viele Leute würden sie bedrängt haben. Ihre Richter taten es jetzt. Sie fragten, ob sie eine Krone auf dem Haupt des Königs gesehen habe, als sie ihm das Zeichen mitteilte.

Da ließ sie sich zur Antwort hinreißen: „Ich denke, der König nahm willig die Krone, die er zu Reims gefunden hat, aber eine viel schönere, reichere Krone würde ihm in der Folge gereicht worden sein. Er wartete sie nicht ab, sondern er beeilte sich auf Ersuchen derer von Reims und der Krieger wegen, die Zeremonie zu vollziehen. Hätte er gewartet, so würde er eine tausendmal reichere Krone bekommen haben.“

Sah Ihr diese reichere Krone?

„Ich könnte es Euch ohne Meineid nicht sagen. Und wenn ich sie nicht sah, so habe ich doch vernommen, daß sie reich und herrlich war.“

Vorläufig verweigerte sie jede weitere Auskunft und wurde nun gefragt, ob sie durch Offenbarung gewußt habe, daß sie entkommen solle?

„Das berührt Euren Prozeß nicht. Wollt Ihr, daß ich gegen mich sprechen soll? . . . Bei meiner Treue, ich weiß weder den Tag noch die Stunde, zu welchen ich entkommen werde. Meine Stimmen haben mir nur gesagt,

es werde geschehen, und ich solle ein gutes Gesicht zeigen.“

Und die Männerkleider? Sie berief sich auf ihre Aussage zu Poitiers; sie trage sie seit Daucouleurs, und hätte mit Ausnahme der Königin, lieber den zwei Damen zu Beaurevoir als sonst irgend jemanden zuliebe diese Kleider abgelegt, aber besser getan ihrem höchsten Herrn zu gehorchen und ihm zu dienen. Auf die Frage, ob die Heiligen ihr befohlen, Männerkleider zu tragen, antwortete sie nicht.

Ob die Leute recht taten, als sie glaubten, sie sei von Gott gesandt?

„Wenn sie das glaubten, täuschten sie sich nicht.“

Ob Frauen nicht mit ihren Ringen die Ringe, die sie trug, zu berühren gesucht hätten?

„Viele berührten meine Ringe und Hände. Von ihrer Absicht weiß ich nichts. . . . Niemand ist durch eine solche Berührung gesund geworden. . . . Ich ließ es so wenig als möglich geschehen, aber die armen Leute kamen gern zu mir, weil ich sie nach Kräften schützte.“

Über Bruder Richard, über Catherine de la Rochelle, über das zu Lagny verstorbene Kind, über Abbildungen von ihr, über ihre Waffen und ihr Banner gelang es wieder nicht, sie zu kompromittierenden Äußerungen zu verleiten. Sie berichtete einfach, was geschehen war, sehr oft mit dem Zusatz, sie entsinne sich einzelner Vorkommnisse nicht.

Da versuchten sie, den Fluchtversuch aus Bearevoirs im Sinn eines Selbstmordversuchs zu deuten. Ob sie nicht gesagt habe, sie wolle lieber sterben, als den Engländern in die Hände fallen?

„Ich habe gesagt, ich wolle lieber meine Seele Gott zurückgeben, als in den Händen der Engländer sein.“

Ob sie bei wiedererlangtem Bewußtsein nicht Gott geflücht habe, und ebenso, als sie vom Derrat zu Soissons hörte?

„Ich habe niemals, weder einen Heiligen noch eine Heilige, gelästert und pflege nie zu schwören.“

## Das Verhör im Kerker.

Cauchons Zweck war nicht erreicht: die Angeklagte verteidigte sich zu gut. Einige Herzen wurden gerührt; der Minorit Guillaume Duval und der Augustiner Isambart de la Pierre fanden das Verhör so schwierig und verfänglich, daß Gottesgelehrte kaum hätten antworten können. Sie machten beide der Jungfrau Zeichen oder stießen sie an und flüsterten ihr zu, wie sie antworten solle, so daß der Graf von Warwick den Bruder Isambart in die Seine werfen zu lassen drohte, weil er einer so schlimmen Person zu helfen wage, worauf Isambart in seinem Kloster Schutz suchte.

So wurde denn das öffentliche Verhör abgeschlossen und die Untersuchung in Gegenwart von Cauçon, d'Estivet und acht Geistlichen in Johannas Kerker weitergeführt. An die Stelle Beaupères trat der Kommissar La Fontaine. Zwischen dem 8. bis 12. März verhörte er die Gefangene achtmal, meist zweimal des Tages. Mit Einschluß endloser Wiederholungen richtete sich diese Untersuchung vornehmlich auf drei Hauptpunkte: das Zeichen des Königs, das Fehlschlagen der von den Stimmen der Jungfrau gegebenen Verheißungen und ihre Stellung zur Kirche.

Die Bedrängnis, in der sie ihr Vorsetz, über den König zu schweigen, brachte, führte sie zurück zur Allegorie von der Krone, die durch einen Engel dem König überbracht worden sei, worauf der Engel ihn nach Chinon und Reims begleitet habe. Nicht nur Karl, sondern der Erzbischof von Reims, d'Alençon, La Trémouille und andere hätten das gesehen, lauter Dinge, die auf Johanna selbst Anwendung finden konnten. Ihre Aussagen darüber faßte die Anklage in den Worten:

„Johanna scheut sich nicht, sich zu rühmen, daß der hl. Michael, Gottes Erzengel, mit einer großen Schar von Engeln zur ihr gekommen sei, in das Haus des Weibes bei dem Schlosse zu Chinon, daß derselbe sie bei der Hand genommen habe, zugleich mit ihr die Treppe des Schlosses hinaufgestiegen und in das Gemach des Königs eingetreten sei, daß dieser Erzengel, von andern Engeln umgeben, dem Könige seine Ehrfurcht bezeugt und sich vor ihm verneigt habe.

Derartiges von Erzengeln und andern heiligen Engeln zu sagen, ist Hoffart, Vermessenheit, Lüge, zumal geschrieben steht, daß nie dem bloßen Menschen, ja nicht einmal der hl. Jungfrau und Mutter Gottes, eine solche Ehrfurcht von Engeln und Menschen erwiesen worden ist. Solche Dinge sind von Johanna vielmehr auf des Teufels Anstiften erdichtet oder ihr durch den Dämon selbst in blendender Erscheinung vorgespiegelt, nicht aber von Gott geoffenbart worden.“

Mit dem Bewußtsein einer Versündigung gegen die Wahrheit, wenn auch nur in Form einer Zweideutigkeit, ist jedoch die Jungfrau nicht aus der Welt geschieden. Am Morgen ihres Todes erklärte sie bestimmt, sie selbst habe sich unter der Bezeichnung des Engels gemeint und die Krone sei das Versprechen der Krönung gewesen.

Das weitere Verbrechen, dessen man sie zeihen wollte, bestand darin, daß sie „dem Vater, der Mutter, aller Welt“, mit Ausnahme Baudricourts und des Königs, die Visionen ihrer Jugend verschwiegen habe. Ohne Erlaubnis der Eltern war sie fortgezogen. Hatten es die Heiligen ihr verboten?

„Nein, die Heiligen wären ganz zufrieden gewesen, wenn ich es den Eltern gesagt hätte, obwohl es ein großer Kummer für diese gewesen wäre, von meinem Fortgehen zu hören; um keinen Preis aber hätte ich es den Eltern gesagt.“

Haben Euch die Stimmen nicht Pucelle Gottes genannt?

„Zu wiederholten Malen, vor Orleans und nachher: Jeanne la Pucelle, fille de Dieu.“



Aber dieselben Stimmen haben ja die Jungfrau getäuscht? Zu La Charité, vor Pont-l'Évêque, vor Paris. Es war ihr die Befreiung des Herzogs von Orleans verheißen; sie selbst aber wurde statt dessen zu Compiègne gefangen?

Sie antwortete bestimmt und klar: seit ihr zu Melun dieses Schicksal offenbart worden sei, habe sie es den Kriegsleuten verschwiegen, und nach ihrem Rat allein, nicht mehr nach dem ihrer Stimmen gehandelt.

War es keine Todsünde, die Stadt Paris am Tage des Festes Maria Geburt anzugreifen?

„Nein, und wenn ich es tat, stand es bei Gott, mich zu richten, und in der Beichte bei Gott und dem Priester.“

Habt Ihr nicht vor Paris gesagt: „Übergebt die Stadt auf Jesu Befehl?“

„Nein, ich habe gesagt: übergebt die Stadt dem König von Frankreich.“

Auf die Frage, wie sie es angestellt hätte, um den Herzog von Orleans zu befreien?

„Ich würde genug Engländer genommen haben, um ihn einzulösen, und hätte hier die Zahl nicht gereicht, so wäre ich über das Meer nach England, um ihn mit Gewalt von dort zu holen.“

Haben es die Heiligen Catharina und Margaretha so gesagt?

„Ja. Ich sagte es meinem König und bat ihn, mich Gefangene machen zu lassen.“

Im unleugbaren Widerspruch zu d'Alençons

Aussage, er habe aus ihrem Munde gehört, sie werde ein Jahr dauern, und nicht mehr, sagte Johanna jetzt wörtlich, daß sie den Herzog befreit haben würde, wenn sie unbehindert drei Jahre gedauert hätte.

Wenn die Stimmen ihr befohlen hätten, unter der Bedingung, gefangen genommen zu werden, den Ausfall aus Compiègne zu machen, würde sie es getan haben?

„Hätte ich die Stunde gewußt, so wäre ich nicht willig gegangen, dem Befehl aber hätte ich, gleichviel was mir zugestoßen wäre, dennoch gehorcht.“

Würdet Ihr jetzt entfliehen, wenn Ihr Gelegenheit dazu hättet?

„Wenn ich die Tür offen fände, würde ich gehen und darin eine Erlaubnis unseres Herrn erkennen . . .“ Und sie führte das Sprichwort an: „Hilf dir, und Gott wird dir helfen.“ „Das sage ich, damit man nicht beschuldigen könne, ohne Abschied zu gehen . . . Was meine Stimmen mir am häufigsten wiederholen, ist, daß ich nach einem großen Sieg befreit werden soll; sie fügen hinzu: Nimm alles gut, trage dein Martyrium, du wirst endlich in das Paradies gelangen. Dieses sagen meine Stimmen deutlich, einfach, ganz bestimmt.“

Das sei eine gewichtige Antwort, bemerkte der Richter.

„Auch ich betrachte sie als einen großen Schatz.“

Glaubt Ihr nach dieser Offenbarung keine Todsünde mehr begehen zu können?

„Ich weiß es nicht, aber ich vertraue mich in allen Dingen unserm Herrn.“

Wenn sie ihren Schwur der Jungfräulichkeit des Körpers und der Seele halte, fügte sie hinzu, dann hoffe sie, die ewige Seligkeit zu erlangen.

Denkt Ihr, es sei notwendig zu beichten, nachdem Ihr auf das Wort Eurer Stimmen selig zu werden glaubt?

„Man kann sein Gewissen nie genug reinigen.“

Am 17. März leitete La Fontaine das letzte Verhör mit der Frage ein, ob sie der Entscheidung der Kirche sich unterwerfe?

Sie hatte bereits am 15. März die Niederschrift ihrer Erklärung verlangt, daß sie in allen den Glauben betreffenden Dingen alle ihre Aussagen geprüft wissen wolle; sollten dieselben nach dem Urtheil der Kleriker irgend etwas dem christlichen Glauben Zuwideres enthalten, so wolle sie es ausgesmerzt haben. Mit diesem allgemeinen Bekenntnis gaben sich ihre Richter nicht zufrieden. Sie sollte der Kirche alle ihre Reden und Taten, ob gut, ob schlecht, zur Entscheidung anheimstellen, und es wurde ihr der Unterschied zwischen der triumphierenden und der streitenden Kirche verständlich zu machen gesucht. Sie hatte nie davon gehört und antwortete: „Ich berufe mich auf unsern Herrn, der mich gesandt hat, auf unsere liebe Frau, und auf alle Heiligen des

Paradieses. Der Herr und die Kirche sind ja eins. Warum“ — zu ihren Richtern gewandt — „warum erhebt ihr Schwierigkeiten, als ob sie nicht eins seien?“

Da erklärten sie ihr: Gott, die Engel, die Heiligen, die geretteten Seelen, sind die triumphierende Kirche. Der Stellvertreter Christi auf Erden, der Papst, die Kardinäle, die Prälaten, der Klerus, alle katholischen, guten Christen, sind die vom hl. Geist regierte, streitende Kirche. Wollte sie sich dieser unterwerfen?

„Ich bin zum König von Frankreich von Gott, der hl. Jungfrau und allen lieben Heiligen des Paradieses und der siegreichen Kirche dort oben gesandt, und dieser Kirche unterwerfe ich alles, was ich tat und noch tun soll. Von der streitenden Kirche werde ich jetzt nichts anderes sagen.“

Man erinnerte sie, daß sie versprochen habe zu antworten, wie sie es vor dem Papst tun würde, und dennoch viele Fragen unerledigt gelassen habe. Würde sie dem Papst, als dem Stellvertreter Gottes, über alles den Glauben und das Gewissen Betreffende Rede stehen?

„Führt mich zu ihm, und ich werde alles beantworten, was ich beantworten muß.“

Sie wußte nur zu gut und sagte es zu Jambart de la Pierre, daß der Bischof von Beauvais und die ihm anhängende streitende Kirche zu Rouen „ihre Todfeinde seien“.

Papst Martin V. war am 21. Februar gestorben; sein Nachfolger, Eugen IV., mußte gegen

seinen Willen, aber erst im Juli 1431, das Konzil zu Basel versammeln. Als La Pierre, La Fontaine und Ladvenu — drei Doktoren, die der Jungfrau wohl wollten — sie aufmerksam machten, daß sie nicht fürchten solle, sich dem Papst und dem Konzil zu unterwerfen, da Geistliche ihrer Partei auf dem Konzil anwesend sein würden, versprach sie es ohne Zögern. Cauchon, als er das vernahm, erkundigte sich, wer bei Johanna gewesen sei, und verbot in Zukunft ohne seine Erlaubnis irgend jemanden ins Gefängnis zu ihr zu lassen. Er bedrohte La Fontaine so heftig, daß dieser floh; im Mai jedoch kehrte er nach Rouen zurück und stand der Jungfrau wieder bei. Den Bruder Isambart herrschte Cauchon an, in des Teufels Namen zu schweigen. Johannas Erklärung der Unterwerfung unter das Konzil fehlt in den Prozeßakten. Ebenso das Ergebnis einer Untersuchung, welche die Herzogin von Bedford zur wiederholten Bestätigung der Jungfräulichkeit Johannas durch ehrbare Matronen, und zwar im Einverständnis mit dem Bischof, vornehmen ließ.

Wohl konnte sein armes Opfer bei Verlesung des Verhörs ausrufen: „Ha! Ihr schreibt wohl was gegen mich, aber Ihr wollt nicht schreiben, was für mich ist!“

Noch gab das inquisitorische Recht, das den Richter befugte, Zeugenaussagen zu unterdrücken, dem Bischof ein weiteres Zwangsmittel an die Hand. Es durfte den Angeklagten ein Vertrauensmann zugeschiedt werden, der unter dem Vorwand Mit-

leid für sie zu hegen und sie durch ein reuiges Bekenntnis der verdienten Strafe zu entziehen, ihre Geheimnisse ausforschte. Warwick und Cauchon fanden ein solches Werkzeug in der Person ihres Freundes Coiseleur, Kanonikus von Rouen. Er kam in weltlichem Kleid zu Johanna und gab vor, ein Lothringer Landsmann und Freund der Franzosen zu sein. Obwohl der Notar Manchon, der zuweilen in einem Versteck diesen Unterredungen beiwohnte, deren Inhalt zu Protokoll zu geben sich weigerte, dienten sie zur Richtschnur für die Fragestellung, weil die arme Gefangene, zu der nie ein Zeichen menschlicher Teilnahme drang, sich durch Coiseleurs anscheinend freundliches Verhalten soweit täuschen ließ, daß sie offener zu ihm als zu ihren Richtern sprach. Ob er so weit ging, im Einverständnis mit Cauchon und d'Estivet sie vor Unterwerfung unter das Urteil der Kirche zu warnen, bleibt wie manches übrige Vermutung.

Dem Verräter an Niedertracht kaum nachstehend erscheint Warwick, der des Opfers grausam spottete. In Begleitung von Ludwig von Luxemburg, dem Bischof von Thérouanne, Stafford und Haimon de Macq erschien er in Johannas Kerker: Nun, sagte er, ich bin gekommen dich einzulösen, wenn du versprichst, uns nicht mehr zu bekämpfen.

„In Gottes Namen,“ erwiderte sie, „Ihr spottet meiner, denn ich weiß es wohl, dazu habt Ihr weder Macht noch Willen . . . Diese

Engländer werden mich töten, weil sie denken, es werde, nach meinem Tode, das Königreich Frankreich ihnen zufallen, aber wenn deren auch 100 000 Goddams mehr wären als jetzt, sie werden das Königreich nicht bekommen." Warwick mußte Stafford verhindern, in seinem Zorn einen Dolchstoß gegen die Jungfrau zu führen.

Drei Monate des Kerkers in einem dumpfen, nur von schmaler Lichtspalte beleuchteten Raum, in steter Anwesenheit roher, feindseliger Wächter, ein Verhör, dessen Dauer die erschöpften Beisitzer veranlaßte, sich beständig abzulösen, während ihr, die von einem Mittag zum andern fastete, keine Ruhe gegönnt wurde, alle diese Qualen brachen den Mut dieses neunzehnjährigen Mädchens nicht. Ihre Richter sprechen von ihrem wunderbaren Gedächtnis, das nur bei einigen belanglosen Einzelheiten, „niemals in wichtigen, das Reich und den König betreffenden Dingen versagte“, wie La Pierre bezeugt, der hinzufügt, nur in bezug auf ihre eigene Person habe sie zuweilen „fingiert“. Ein vornehmer Engländer, der sie hörte, rief aus, er wünschte, sie wäre englisch. Mehr als einmal war sie es, die das Protokoll korrigierte. „Meine schönen Herren, ich bitte Euch, tut einer nach dem andern,“ bat sie, wenn alle Fragesteller zugleich auf sie einstürmten: „Vor acht Tagen habe ich so und so gesagt . . . Suchet in Euren Blättern . . . Irrt Euch nicht mehr,“ warf sie dazwischen. Viele ihrer Richter mußten bekennen, daß sie recht habe und gut spreche.

## Die Artikel der Anklage.

Seit dem Aufenthalt in Arras fehlte ihr der einzige und letzte Trost: der Gottesdienst und der Empfang der Sakramente. Solange das Verhör öffentlich war, führte ihr Weg zu diesem an der Burgkapelle vorüber, an deren Schwelle man sie einige Augenblicke beten ließ. D'Estivet, der es bemerkte, drohte den solchen Mitleids Schuldigen mit den schlimmsten Strafen, weil sie eine so verfluchte Heze in die Nähe einer Kirche kommen ließen.

Nun, am 17. März, gingen die Verhöre zu Ende und Ostern nahte. Am Palmsonntag bot Cauchon ihr die Sakramente, unter der Bedingung, Frauenkleider anzulegen. Sie erklärte abermals, „es sei ihr noch nicht möglich“. Sie empfinde keinen heißeren Wunsch, als der Messe beizuwohnen und die Sakramente zu empfangen, aber es beunruhige ihr Gewissen nicht, das in Männertracht zu tun. Cauchon schrieb die Weigerung unverzüglich der Unbotmäßigkeit Johanna gegen die Kirche zu. Doch ist es augenscheinlich und durch Zeugen erwiesen, daß sie Betrug und Schlimmeres fürchtete. In dürren Worten ist später ausgesagt worden, nur ihrer Körperkraft und dem Mut der Verzweiflung habe sie es verdankt, sich vor Gewalt zu schützen. Inzwischen hatte Estivet die Anklageakte in 70 Artikeln entworfen, von welchen die ersten und letzten



belanglos waren, 62 den Schuldbeweis der Häreſie, Idolatrie oder Blasphe mie und der Hererei anzutreten ſuchten. Vier bezogen ſich auf Zauberereien, die ſie in ihrer Kindheit geübt haben ſollte, ſechs auf das Tragen der Männerkleider, drei auf ihre politiſche und militäriſche Haltung, fünf auf den Brief an Armagnac, andere fünf auf ihre Waffen und ihr Banner, drei auf den Sprung zu Beaurevoir, zwölf auf ihre Viſionen und Stimmen, ein einziger auf ihre Weigerung, ſich der Kirche zu unterwerfen.

Es wurden in bezug auf ihr Vorleben die folgenden Geſchichten eingeflochten. Der Artikel 8 beſagte, ſie ſei ohne Erlaubnis ihrer Eltern nach Neuſchâteau in Lothringen gegangen und in die Dienſte einer Gaſtwirtin namens La Rouſſe getreten, bei welcher ſchlechte Weiber und Kriegsvolk unterkamen. Dort habe ſie das Reiten und die Führung der Waffen erlernt. Artikel 9 fügte hinzu, ſie habe damals einen jungen Mann in Eheſachen vor die Offizialität von Toul geladen, dieſer aber hätte ſie zu heiraten ſich geweigert, nachdem er in Erfahrung gebracht, mit welcher Sorte von Weibern ſie lebe.

Nach Artikel 10 hätte ſie eines Tags dem Sire de Baudricourt verkündet, nach Vollendung ihrer Miſſion werde ſie drei Söhne bekommen, wovon der erſte Papſt, der zweite Kaiſer, der dritte König werden würde. Worauf Baudricourt erwidert hätte, da es ſo hohe Perſönlichkeiten ſein ſollten, möchte er ſelbſt der Vater eines

solchen Kindes werden; das werde ihm förderlich sein, sie aber hätte entgegnet: „Gentil Robert, nein, nein, es ist nicht Zeit; der hl. Geist wird das tun.“

Nach dem Vorschlag Estivets wurden Johanna am 27. März in feierlicher Audienz diese Artikel vorgelesen; sie sollte eidlich verpflichtet werden, sofort darauf zu antworten. Antwortete sie nicht, so galt das als Schuldbeweis. Verweigerte sie den Eid, so verfiel sie der Exkommunikation.

Nur sieben oder acht Assessoren stimmten Estivet bei. Die übrigen waren der Meinung, es solle der Angeklagten Frist gegönnt werden, wenn sie eine solche wünsche. Cauchon mußte nachgeben und beschwichtigen, wollte er nicht zum Widerstand reizen. Er erklärte der Jungfrau, das Gericht wünsche nicht ihren Leib zu strafen, sondern ihre Seele zu retten: sie möge selbst oder auf seinen Rat unter den Anwesenden einen oder mehrere Beiräte wählen. Johanna dankte der Versammlung für die Sorge um ihr Wohl und „den Glauben“, erklärte sich zur Eidesleistung bereit, lehnte aber die Beiräte ab, da sie nicht die Absicht habe, „den Rat des Herrn aufzugeben“.

Die Vorlesung der Artikel beanspruchte zwei Tage. Johanna verneinte die meisten der gegen sie vorgebrachten Beschuldigungen, so, daß sie einer Zauberwurzel sich bedient, daß sie Flüche ausgestoßen, daß sie Umgang mit Seen oder sonstigen Erscheinungen an der Quelle zu Domremy gehabt, daß sie Baudricourt von drei

Kindern gesprochen habe. Andere Artikel berichtigte sie. Sie ließen sie sagen: alles was sie getan habe, sei auf den Rat des Herrn geschehen; sie korrigierte: „Alles Gute, was ich getan habe.“ Sie warfen ihr vor, zum Blutvergießen gesandt worden zu sein; sie erwiderte, stets habe sie zuerst Frieden geboten. Sie behaupteten, sie habe sich gerühmt, den Erzengel Gabriel mit einer Million von Engeln umgeben gesehen zu haben. Sie erwiderte, der Angabe einer Zahl könne sie sich nicht erinnern. In vielen Fällen berief sie sich auf frühere Aussagen, in andern sagte sie, erschöpft und gequält wie sie war, sie überlasse die Sache dem Ratsschluß Gottes. Auf die einzige Aussage, die mit Berufung auf eine Person, Catherine de la Rochelle, gegen sie vorgebracht wurde, erklärte sie auf ihren Eid, niemals sei es ihr in den Sinn gekommen, mit Hilfe des Teufels aus ihrer Haft zu entweichen. Die Visionärin nämlich hatte sich gerächt, war nach Paris gegangen und hatte dort vor Johannis Umgang mit „den Beratern der Quelle“ und dem bösen Geist gewarnt.

In der Hauptsache aber lauteten ihre Erklärungen bestimmter als je zuvor, und mit voller Überzeugung gab sie sich damit ihren Feinden preis. Sie verweigerte den Gottesdienst lieber, als daß sie ohne des Herrn Erlaubnis Frauenkleider anlegte, denn auch ohne Zustimmung ihrer Richter könne der Herr, wenn es ihm so gefalle, sie der Messe beiwohnen lassen. Sie bestand nicht nur

auf der Tatsächlichkeit ihrer Erscheinungen, sie berief sich auf deren unmittelbare Leitung, auf deren tägliches Kommen, auf deren bestimmten Befehl in bezug auf die Männertracht; sie sagte feierlich, so lange sie lebe, werde sie nie aufhören, ihre Stimmen zu Hilfe zu rufen.

Auf ihr Ansuchen wurde die Beantwortung der Artikel, welche die Unterwerfung unter die Kirche betrafen, bis zum Karfreitag verschoben. Dieses letzte Verhör leitete Cauchon, von Beisitzern umgeben, in ihrem Kerker. Auf seine Frage, ob sie der Kirche das Urteil über alles, was sie getan, anheimstellen wolle, antwortete sie, der streitenden Kirche wolle sie unter der Bedingung gehorchen, daß sie nichts Unmögliches verlange.

Was nennt Ihr denn unmöglich?

„Was ich nach meinen Aussagen im Prozeß in bezug auf die von Gott erhaltenen Offenbarungen mitteilte, werde ich um keinen Preis zurücknehmen, noch etwas von dem, was Gott mir zu tun befahl, um irgendeines Menschen willen unterlassen.“

Und wenn die streitende Kirche Euch sagt, daß Eure Offenbarungen Täuschung oder Teufelswerk sind, werdet Ihr die Entscheidung der Kirche überlassen?

„Ich werde alles unserm Herrn überlassen, auf dessen Befehl ich gehandelt habe, und es wäre mir nicht möglich, das Gegenteil zu tun.“

Und glaubt Ihr nicht, daß Ihr der Kirche

hier auf Erden, dem Papst, seinen Kardinälen, Bischöfen und andern Prälaten unterworfen seid?

„Ja, aber unser Herr will zuerst bedient sein —  
notre Sire premier servi.“

Cauchon wußte genug. Das Osterfest verbrachte Johanna allein und ohne kirchlichen Trost.

Estivets 70 Artikel erwiesen sich unhaltbar.

Sie wurden noch in der Osterwoche auf die 12 Artikel herabgemindert, die den Grund der Anklage bildeten.

Ihr Verfasser ist nicht genannt, noch wurden diese Artikel jemals der Jungfrau vorgelegt.

Aus ihren Antworten stellte man eine Reihe von Tatsachen mit anscheinender Genauigkeit und großem Geschick, in Wahrheit jedoch mit perfidester Absicht und Hinweglassung alles dessen zusammen, was den Sinn ihrer Aussagen bedingte.

Die 12 Artikel bezogen sich vornehmlich auf „die Visionen und Offenbarungen“ Johannas, die sie Eltern und Priestern verhehlt, an die sie geglaubt und die „als Trug und Teufelswerk“ bezeichnet wurden, weswegen sie der Blasphemie und Häresie, des Schisma und Widerstandes gegen die kirchliche Obrigkeit verdächtig sei. Die Episode zu Beaurevoir blieb als Selbstmordversuch dargestellt, die Briefe, die sie geschrieben, seien zuweilen mit einem Kreuz in der Absicht bezeichnet, ihren Inhalt in das Gegenteil zu verkehren, und diejenigen, die ihr nicht gehorchten, mit Vernichtung zu bedrohen. Die

Berufung auf ihre Heiligen, die Behauptung, diese seien den gut katholischen Engländern feindselig und französisch gesinnt gewesen, der Empfang der Sakramente in Männertracht, die hartnäckige Weigerung, sie abzulegen, erschienen als Beweise des Hochmuts, des Betrugs und des Ungehorsams. Im letzten Artikel wurde der wiederholten Beteuerungen der Jungfrau, sich dem Papst und dem Konzil zu unterwerfen, nicht gedacht. Nur die Beschränkungen ihrer letzten Erklärung, der streitenden Kirche nach dem Befehl des Herrn und wenn sie nichts ihren Offenbarungen Widersprechendes verlange, Gehorsam zu leisten, nahm man auf.

Verschiedene der Beisitzer berichtigten einzelne in den 12 Artikeln enthaltene Irrtümer. Auch die Verteidiger Cauchons aber geben zu, daß diese Berichtigungen nur zum Teil berücksichtigt wurden. Die 12 Artikel gingen jetzt zur Begutachtung an Bischöfe, Prälaten, das Kapitel von Rouen, die Kammer der Advokaten, die Universität Paris. Die Mehrzahl der Befragten stimmte der Anklage bei. Einzelne einlaufende Proteste wurden den Prozeßakten nicht beigegeben. So die Äußerung des alten ehrwürdigen Bischofs von Avranches, „in zweifelhaften, den Glauben betreffenden Fällen schreibe der hl. Thomas die Berufung an Papst und Konzil vor“, und die Bemerkung eines gleichgesinnten Theologen, „die Männertracht bei einer Frau, die sich Pucelle nenne, sei unwürdig, es sei denn, daß sie die Tracht angelegt

habe, um sich vor Gewalt zu schützen und ihre Jungfräulichkeit zu bewahren!“ Der Erzbischof von Embrun hatte 1429 ungefähr das gleiche gesagt. Es war die Sprache der gesunden Vernunft, der niemand Gehör gab.

Während Johannes Richter auf Grund der 12 Artikel beschlossen, sie dem weltlichen Arm zu übergeben, und auch im Fall des Widerrufs durch ewiges Gefängnis für ihre Sünden zu strafen, lag sie selbst auf dem Siechbett. Ein hitziges Fieber drohte sie ihren Peinigern auf immer zu entreißen. Das durfte nicht sein: der König habe sie teuer bezahlt, sagte Graf Warwick; eines natürlichen Todes dürfe sie nicht sterben, sie müsse durch Feuer zugrunde gehen. Estivet brachte Ärzte zu ihr. Auf ihre Fragen nach der Ursache ihrer Erkrankung erwiderte sie, der Bischof von Beauvais habe ihr einen Karpfen geschickt, von dem sie genossen habe und vielleicht deswegen krank geworden sei. Estivet beschimpfte sie; Warwick wollte nicht zugeben, daß man ihr zur Ader lasse, sie sei schlau und werde sich töten wollen. Es geschah dennoch und in diesem Zustand sah sie am 18. April den Bischof wieder. Er fürchtete, Zeit zu verlieren, kam mit einer Anzahl von Beisitzern und richtete an die Kranke „die liebevolle Ermahnung“, die nach Brauch der Inquisition der erste Schritt zum Scheiterhaufen war. Johanna bat um die Sakramente und um ein kirchliches Begräbnis, da sie todkrank, eine gute,

getaufte Christin sei und als solche sterben wolle. Dann begann die alte Qual von neuem. Man wollte einen Widerruf.

Zu ihrem Unglück starb Johanna an dieser Krankheit nicht. Vielmehr konnte sie am 2. Mai, außerhalb des Kerkers, vor 63 Richtern erscheinen. Viele Zuschauer hatten sich eingefunden, um bei der nun folgenden „öffentlichen Ermahnung“ gegenwärtig zu sein. Jean de Chatillon, Erzdiakon von Evreux, hielt den Text seiner Rede in der Hand. Sie unterbrach: „Lest Euer Buch, und ich werde antworten. Ich verlasse mich auf Gott meinen Schöpfer; ich liebe ihn aus ganzem Herzen.“ Chatillon verlas nun den auf 6 Artikel verkürzten Inhalt der 12 Artikel. Er warnte, daß, wenn sie Unterwerfung verweigere, der Tod einer Häretikerin auf dem Scheiterhaufen ihr Los sein werde. Sie wankte nicht: „Wenn ich das Feuer sähe, so würde ich sagen, was ich gesagt habe, und nichts anderes tun.“ „Hoffärtige Antwort,“ ist der Vermerk darüber in den Prozeßakten. Werde sie sich dem Papst unterwerfen? „Führt mich zu ihm, und ich werde ihm antworten.“ Nichts lag ihnen ferner. Ihnen selbst, ihren Todfeinden, sollte sie sich ergeben und in ihnen die streitende Kirche anerkennen, dieselbe Kirche, die sie zu Poitiers ohne Schuld befunden hatte. Sie verlangten von ihr, um deren Haupt der Flügelschlag von Engeln rauschte, ihre Sendung, den Ruf, der aus dem Schoß jener andern, der triumphierenden



Kirche, an sie ergangen war, als ein Blendwerk des Teufels zu verleugnen, den Befehl „ihres guten Meisters, unsres Herrn“, für jenen des Tribunals von Rouen zu vertauschen! Sie tat es nicht und drohte ihren Richtern, „es werde ihnen an Leib und Seele schlimm ergehen, würden sie gegen sie verfahren, wie sie sagten“. Noch einmal erklärte sie ihre Offenbarungen „unmittelbar von Gott“.

Da kamen sie auf das Zeichen des Königs zurück und fragten, den wunden Punkt des ganzen Verhörs herausgreifend, ob sie auf das Zeugnis des Erzbischofs von Reims, des Sire de la Tremouille und anderer, die sie bei Überreichung der Krone als gegenwärtig bezeichnet habe, sich beziehen wolle? Sie sagte nicht nein, aber sie verlangte einen Sendboten, „dann werde sie über diesen ganzen Prozeß an die Genannten schreiben, nicht aber in anderer Weise ihnen glauben oder sich auf sie berufen“.

Cauchon wagte jetzt mehr und bot ihr an, den Urteilspruch der Kirche von Poitiers einzuholen. Sie glaubte keinen Augenblick an die Aufrichtigkeit auch dieses Vorschlags, denn auf das Urteil von Poitiers hatte sie sich wiederholt und immer vergebens berufen. „Glaubt Ihr, mich auf diese Weise zu nehmen und zu Euch zu ziehen?“ erwiderte sie dem Bischof.

Sein Ziel war erreicht. Er konnte diese Antwort als eine Ablehnung in die Prozeßakten eintragen und verfehlte auch nicht, es zu tun.

Dagegen erbot sich Johanna jetzt, Frauenkleider anzulegen, um in der Kirche das Sakrament zu empfangen. Sie sagte ganz bestimmt, „schon früher habe sie einen langen Rock und eine Kapuze, wie die Bürgertöchter sie tragen, nicht nur zu diesem Zweck, sondern auch für den Fall ihres letzten Ganges begehrt, denn das Kleid sei lang und werde genügen“, fügte die Ärmste hinzu. Aber sie stellte die Bedingung, nach verrichteter Andacht, in den Kerker zurückgebracht, das Männerkleid wieder tragen zu dürfen. Sie fand kein Gehör, doch wurde das Schuldbekennnis auch nicht von ihr erzwungen, dessen man zur Rechtfertigung ihrer Verurteilung bedurfte. Am 9. Mai ließ Cauchon, von Loiseleur und 14 Personen begleitet, die Gefangene in den Turm des Schlosses bringen. Dort bot sich ihr der Anblick des Henkers, der Folterbank und der Torturwerkzeuge. Der Bischof eröffnete ihr, zum Heil des Leibes und der Seele wolle er sie zur Wahrheit zurückbringen. „Wahrlich,“ entgegnete sie, „wenn ihr mir die Glieder ausrenken und die Seele aus dem Leib holen würdet, ich könnte Euch nichts anderes sagen, und täte ich es dennoch, so würde ich Euch nachher immer wieder sagen, daß Ihr mich nur durch Gewalt dazu brachtet.“ Sie widerrief nicht nur keine ihrer Aussagen, sondern sie fügte hinzu, daß am 3. Mai der Erzengel Gabriel sie getröstet und ihre Stimmen sein Erscheinen bezeugt hätten. Von ihr befragt, ob sie der Kirche so,

wie man es von ihr fordere, sich unterwerfen solle, hätten die Stimmen geantwortet, wenn sie auf die Hilfe des Herrn rechnen wolle, solle sie ihm all ihr Tun anheimstellen. Als sie weiter fragte, ob sie verbrannt werden würde, sei ihr von ihrer Stimme bedeutet worden, das ihrem Herrn zu überlassen, er werde ihr helfen. Nur drei Personen, Morel, ein Advokat, Loiseleur und Thomas de Courcelles, stimmten für die Folter, elf andere, unter diesen der Vize-Inquisitor, stimmten dagegen. Sie wurde schon deswegen nicht angewendet, weil man sich bei der Festigkeit der Jungfrau keinen Erfolg davon versprach und überdies, nach der Äußerung eines Richters, dem bis dahin „so glücklich geführten Prozeß durch Anwendung der Tortur zu schaden fürchtete“. Ob sich Mitleid bei Menschen regte, die im Begriff standen, ihr Opfer dem Feuertod zu überliefern, ist dennoch nicht ausgeschlossen, denn mehrere derselben suchten sie, bis zuletzt, vor diesem Schicksal zu bewahren, wurden aber nicht mehr gehört.

## Das Urteil. Der Widerruf.

Ungefähr acht Tage nach dem Auftritt in der Folterkammer, am 19. Mai, brachten Abgesandte der Pariser Universität die von Cauchon begehrte Entscheidung. Sie erfolgte in Form von Gutachten der beiden Fakultäten der Theologie und

des kanonischen Rechtes, welche zugleich die ganze Körperschaft der Universität mit der Klausel gut- hieß, daß die Jungfrau auf den in den 12 Artikeln namhaft gemachten Sätzen bestehe.

Diese 12 Artikel bildeten die einzige Grund- lage für das Urteil der Pariser. Es lautete dahin,

daß Johanna Visionen entweder von ihr selbst er- funden oder das Werk Satans, Belials und Behemoths seien. Sie wurde grausam und blutdürstig genannt, weil sie durch ihre Briefe zum Kampf aufgefordert habe. Das Zeichen des Königs sei eine Lüge und blasphematorisch, die ihren Heiligen erwiesenen Ehren eine Idolatrie. Durch den Ungehorsam gegen die Kirche verfiel sie dem Schisma und der Häresie, durch das Kleid, das sie trug, und das Abschneiden der Haare, „die ihr Gott zum Schleier ihres Hauptes be- stimmt hat“, verfiel sie der Apostasie. Sie übte Betrug, indem sie sich von Gott gesandt bezeichnete, ohne ihre Sendung durch Wunder zu beglaubigen, wie Moses oder Johannes der Täufer. Die Abreise nach Chinon sei ein Frevel gegen das vierte Gebot, der Flucht- versuch in Beauvoir eine Tat der Verzweiflung und des versuchten Selbstmordes, die darüber an den Tag gelegte Reue eine verwegene Herausforderung, da es keinem Menschen zustehe, sich mit Gewißheit als im Stand der Gnade und des Paradieses würdig zu be- zeichnen. In Anbetracht all dieser Verbrechen und wenn sie einer nochmaligen liebevollen Ermahnung widerstand, sollte sie dem weltlichen Arm zur ver- dienten Strafe überliefert werden.

Ein Brief der Universität an den König von England lobte seinen Eifer zur Austilgung solcher Irrlehren. Cauchon wurde wegen seines energi-

ischen Auftretens gegen diese Frau, deren Gift die Herde der Gläubigen im ganzen Abendlande durchdrungen habe, beglückwünscht. Der Gang des Prozesses und „die Eleganz“ des Exposé von Beaupère wurden besonders gerühmt.

Diese Entscheidung, die später von den Verteidigern der Universität damit entschuldigt wurde, daß sie von Cauchon falsch informiert gewesen sei, warf die letzten schwachen Versuche, eine Milderung des Verfahrens zu erzielen, nieder.

Cauchon war viel zu klug, um die einzige ihm noch gestellte Bedingung zu umgehen. Er richtete am 23. Mai außerhalb des Kerkers, in Gegenwart zweier Bischöfe und vieler Doktoren, eine letzte, auf die Anklagen der Universität gestützte Ermahnung an „seine liebe Freundin“ Johanna, und erhielt nach Bitten und Drohungen die gleiche Antwort wie am 2. Mai.

„Wenn ich das Urteil sprechen hörte und das Feuer angezündet würde, wenn ich im Feuer wäre, so würde ich nichts anderes sagen als im Prozeß und das bis zum Tode.“

Am folgenden Tag, 24. Mai, wurden am frühen Morgen auf dem Friedhof der Abtei von Saint-Ouen zwei Gerüste aufgeschlagen. Auf dem einen nahmen Cauchon mit zwei französischen und einem englischen Bischof, des Königs Großonkel Beaufort, Kardinal von Winchester, zwei normannische Äbte, sowie viele Geistliche und Doktoren Platz.

Auf dem andern Gerüst hatte Johanna zu erscheinen.

Den weiten Kirchhof füllte eine neugierige Menge von Leuten aus Rouen, einige Fremde und englische Soldaten, unter welchen Warwick und seine Hauptleute.

Seit Stunden verweilten zuerst Jean Beaupère allein, dann Nicole Midi und Loiseleur bei der Jungfrau im Kerker. Nach einer Aussage Mandons von 1456 hatte sich Loiseleur als Priester zu erkennen gegeben, die Beichte der Gefangenen gehört und ihren Inhalt verraten. Er, Beaupère und Midi drangen in sie, sich der Kirche, der von Rouen, zu unterwerfen, dann werde sie gerettet werden.

Auf einem Karren wurde Johanna hierauf zum Kirchhof und auf das Gerüst gebracht. Nach Herkommen ging dem Richterspruch der Kirche eine Predigt voran. Guillaume Erard, ein berühmter Kanzelredner, der sie zu halten hatte, wünschte sich statt dessen in Flandern, woher er kam, mußte aber gehorchen, und wählte den Text: „Die Rebe kann nicht Frucht tragen, wenn sie nicht am Weinstock bleibt.“ Er sprach heftig, überhäufte die Jungfrau mit Schmähungen wegen ihrer Verbrechen und brach endlich in die Worte aus: „O, betörtes Frankreich, bis da das allerchristlichste Haus, nicht nur dein sogenannter König, sondern der ganze unter seiner Botmäßigkeit stehende Klerus sind häretisch und schismatisch geworden durch ihr Gutheißen der Reden und Taten

Blennerhassett, Jungfrau von Orleans.

13

einer nichtswürdigen, verführeren und mit Schande bedeckten Frau.“

Als sie den Namen desjenigen hörte, für den sie alles getan und alles gelitten hatte, unterbrach sie den Prediger: „Bei meiner Treu und in aller Ehrfurcht, Herr, mit Gefahr des Lebens schwöre ich Euch, der König ist der edelste Christ, derjenige der den Glauben und die Kirche am meisten liebt! An mich hat er nicht geglaubt; in me non credidit.“ Diese schwerwiegende, heroische Äußerung beruht auf dem Zeugnis Isambarts de la Pierre! Erard befahl Johanna zornig, zu schweigen, und führte seine Rede zu Ende.

Dann wandte er sich, von herbeidrängenden Priestern unterstützt, an Johanna: werde sie widerrufen, abschwören, bekennen? Unten stehe der Karren, drüben der Scheiterhaufen, es sei höchste Zeit.

Dreimal während dieser Szene ist der Wortlaut von Johannas Erwiderung verzeichnet, sie unterwerfe sich Gott und dem Papst. Noch war nie ein Wort des Zweifels an ihren heiligen, nie ein Verzicht auf den Glauben an ihre Sendung über ihre Lippen gekommen.

Während Erard predigte, hörte sie die Mahnung ihrer Stimmen, kühn zu antworten, und sie tat es noch einmal: „Schickt meine Worte und Taten zum heiligen Vater, dem Papst. Ich beziehe mich zuerst auf Gott, dann auf ihn. Was ich tat, das habe ich auf Gottes Befehl getan... Niemand

ist verantwortlich dafür, weder mein König noch sonst jemand. Und wenn gefehlt worden ist, so ist die Schuld meine eigene und keines andern.“ Da hielten sie dieser treuen, ritterlichen Seele wieder und wieder, bittend und drohend, vor, der Papst sei weit, weit weg, in jedem Sprengel sei der Bischof Richter, und der Kirche, die er vertrete, müsse sie gehorchen: „Ihr macht Euch viele Drangsal, um mich zu verführen,“ hörte man sie noch sagen.

Die englischen Soldaten begannen zu murren, das Volk wurde unruhig; Drohungen gegen die säumenden Priester, gegen den zögernden Bischof wurden laut. Sie verstanden seine Absicht nicht. Während nun beinahe fünf Monaten blieb sie darauf gerichtet, den moralischen Fall, die Verleugnung ihrer Sendung von der Jungfrau zu erzwingen.

Wurde das erreicht, so hielt er, nach wie vor, ihr Leben in seiner Hand: es war vorläufig ungleich wichtiger, sie zu entehren, als sie zu verbrennen. Cauchon begann widerwillig die Verlesung des Urteils, das sie dem weltlichen Arm und folglich dem Tod überlieferte.

Es umdrängten sie immer noch Priester, unter diesen Loiseleur. Das Mitleid der einen führte dieselbe Sprache, wie die Berechnung der andern. Sie beschworen alle Johanna: „Tue, was dir gesagt ist. Willst du uns zwingen, dich zu töten? Wechse dein Kleid, gehorche, und du wirst gerettet werden.“



Über das, was nun geschah, läßt sich nur mit Sicherheit sagen, daß ihr ein Widerruf von etwa sechs bis acht Zeilen vorgelesen wurde. Dieses Schriftstück kann folglich nicht dasselbe gewesen sein, das Cauchon in den offiziellen Bericht über die Prozedur aufnahm und das „mehr als 300 Worte“ enthielt. Jedenfalls steht ein Kreuzzeichen und der Name „Jehanne“, den sie seit Reims unter ihre Briefe zu setzen, wobei sie sich die Hand führen zu lassen pflegte, unter dem längeren Schriftstück. Es enthält das reuige Bekenntnis, die hl. Schrift und die Kirchengesetze verletzt, ihre Erscheinungen vorgegeben, das Männerkleid getragen und aus eigener Machtvollkommenheit das Waffenhandwerk ausgeübt zu haben.

Der Vorgang spielte sich folgendermaßen ab.

Nachdem sie noch einmal vergebens ihren Glauben an die zwölf Artikel des Credo, an die zehn Gebote, an alles, was die Kirche von Rom für wahr zu halten gebiete, beteuert hatte, überkam auch ihre starke Seele die Angst, die Todesangst vor dem Feuer: Was denn ein Widerruf — eine Retraktation sei? Massieu, der Notar des Prozesses, erklärte es ihr. „Ich unterwerfe mich der Kirche“, fiel es endlich von ihren Lippen. Sie drängten ihr das Dokument in die Hand; selbst ein Gegner wie der „Bourgeois de Paris“, der alles Schlechte von ihr glaubte, erzählt nach Hörensagen, „sie hätten ihr für alles Verzeihung versprochen“. Massieu versichert, sie

habe ihm eine Formel des Widerrufs nachgesprochen, die weder diejenige des Prozesses noch die von ihr unterzeichnete gewesen sei, und den Inhalt nicht verstanden. Erard fuhr sie wütend an, wenn sie nicht unterschreibe, werde sie heute noch verbrannt. Steine flogen gegen sie aus der Menge, der Tumult wuchs, sie unterzeichnete. Anwesende gewahrten ein Lächeln auf ihrem Antlitz und meinten, sie wolle ihrer spotten. In Wahrheit wußte sie sich um ihre Seele betrogen.

Cauchon erhielt vom Gerüste aus ein Zeichen, seinen Urteilspruch zu unterbrechen, es sei geschehen. Er verlas hierauf ein zweites, bereit gehaltenes lateinisches Dokument, das den über Johanna verhängten Kirchenbann aufhob, weil sie ihre Verbrechen abgeschworen habe und reuig zur Kirche zurückgekehrt sei. Zur Buße für ihre Sünden sollte sie in ewiger Kerkerhaft das Brot des Elends und das Wasser der Tränen kosten.

Von dieser, durch das Inquisitionsverfahren vorgeschriebenen Art der Begnadigung verstand Johanna keine Silbe. Sie hegte keinen Zweifel, daß sie nunmehr aus den Händen der Engländer befreit und in den Gewahrsam der Kirche gebracht werden würde. Statt dessen verfügte Cauchon, „man solle sie dahin zurückbringen, woher sie gekommen sei“, in den Kerker, an die Kette, in die Obhut roher, erbarmungsloser Wächter, ohne den versprochenen Trost des Gottesdienstes und der Sakramente, von denen niemand ihr mehr sprach.

Dieser Tag des Verhängnisses war der Donnerstag in der Pfingstwoche. Bevor er sich zum Abend neigte, erschien der Vize-Inquisitor in Begleitung einiger Richter bei Johanna. Er ermahnte sie, bei ihren guten Vorsätzen zu beharren, und befahl ihr, das Frauenkleid anzulegen. Sie werde, erwiderte sie, in allem der Kirche gehorchen, ließ sich das Haar abscheren und legte, nach 27 Monaten, die Männertracht ab. Burgunds Schwester, die Herzogin von Bedford, hatte ihr ein Frauenkleid anmessen lassen, aber der Schneider sich dabei so unziemlich benommen, daß Johanna ihm einen Schlag versetzte.

Während die Trostlosigkeit der Kerkernacht sie wieder umsing, brach der Zorn der Engländer gegen Cauchon los. Er und seine Räte hätten ihr Geld nicht verdient: der Bischof habe gelogen. „Ärgern Sie sich nicht, Mylord,“ beschwichtigte einer dieser Räte den erbosten Warwick, „wir werden sie bald wieder erwischen.“

Was nun folgte, hebt die letzten Zweifel, daß das die Absicht war.

## Die Retraktation. Der Feuertod.

Am Sonntag, dem 27. Mai, verbreitete sich die Kunde, daß Johanna das Männerkleid wieder trage. Cauchon schickte unverzüglich die verlässigen Genossen Beaupère und Nicole Midi, um sich vom Tatbestand zu überzeugen. Schon

am Freitag oder Samstag hatten die englischen Wachen die drei Priester Jambart de la Pierre, Jean de la Fontaine und Vallée, die in guter Absicht, die Gefangene zu trösten, gekommen waren, mit Schwerthieben und Stockschlägen verjagt. Jetzt drohten sie, Beaupère und Midi als falsche Armagnacs in die Seine zu werfen. Beide flohen. Vor Montag sah niemand die Jungfrau, und sie selbst hat nie über erlittene Gewaltthatigkeiten in bestimmten Worten sich aussprechen wollen. Dagegen bezeugt der Dominikaner Cadvenu, von ihr vernommen zu haben, daß sie nach ihrem Widerruf im Kerker verfolgt, geschlagen und von einem vornehmen Engländer den äußersten Angriffen ausgesetzt gewesen sei. Jambart de la Pierre spricht von ihrem beschimpften, entstellten, tränengebäderten Antlitz, das nicht ohne Erbarmen betrachtet werden konnte.

Massieu allein berichtet folgendes:

Am Donnerstag oder Freitag wurde das Männerkleid Johanna's in einen Sack gesteckt und in ihrem Kerker belassen. Fünf Engländer, wovon drei des Nachts im Kerker selbst und zwei vor der Thür blieben, bewachten sie. Sie konnte sich auf ihrem Lager nicht rühren, weil ihr die Beine durch doppelte Ketten gefesselt waren, die selbst wieder am Fußende des Bettes mit einer andern an einem schweren Holzblock befestigten und mit einem Schloß gesperrten Kette zusammenhängen. Am Sonntag morgens bat Johanna ihre Wächter, sie zu entfesseln, damit sie aufstehen könne, worauf einer derselben ihr den Sack mit den Männerkleidern auf das Bett warf, die Frauenkleider

in den Sack steckte und ihr zurief, aufzustehen. Bis Mittag widerstand sie, dann zwang sie des Leibes Notdurft, sich des einzigen vorhandenen Kleides zu bedienen. Als sie wiederkehrte, erhielt sie trotz aller Bitten kein anderes.

Massieu vernahm den Vorgang von ihr selbst während eines kurzen Gesprächs, das sie allein zusammen führten.

Der offizielle Bericht dagegen sagt, sie habe das Männerkleid aus freiem Antrieb wieder angelegt.

Am Montag, 28. Mai, erschienen Cauchon und der Vize-Inquisitor mit Assessoren und Notaren unter guter Bedeckung im Kerker.

Warum habe Johanna ihr Versprechen nicht gehalten? Warum sei sie rückfällig geworden? Weil sie es nicht geschworen habe und es ziemlich sei, in Männerkleidern unter Männern zu sein. Sie habe das Recht, so zu handeln, denn sie hätten ihr ja das Wort gebrochen, die Messe, die Kommunion verweigert, und sie wieder in Ketten gelegt: „Lieber will ich sterben, als so gefesselt sein. Man führe mich zur Messe und in ein gutes Gefängnis, man gebe mir eine Frau und ich will gut sein und tun, was die Kirche will.“

Ob sie seit Donnerstag ihre Stimmen gehört habe?

„Ja, ich habe sie gehört.“ („Todbringende Antwort“ verzeichnet die Randbemerkung des Notars.)

Gott habe ihr durch ihre beiden Heiligen „vom großen Erbarmen ihres Verrates“ zu wissen

getan (d. h. wohl, es herrschte Leid daüber bei ihren heiligen), weil sie darein gewilligt habe, zu widerrufen und sich zu verdammen, um ihr Leben zu retten. Schon vor jenem Donnerstag hätten die Stimmen ihr verkündet, daß sie tun werde, was sie getan habe . . . Seitdem aber hätten sie ihr gesagt, wie schlimm es gewesen sei: sie möge es bekennen. Denn aus Angst vor dem Feuer habe sie so gesprochen, statt, wie ihre Stimmen es befohlen, dem falschen Prediger kühn zu antworten, der sie beschuldigte, Dinge getan zu haben, die sie nicht tat.

Also glaubt Ihr, daß diese Stimmen die Eurer heiligen sind? „Ich glaube, daß sie von Gott sind. Ich würde mich verdammen, wenn ich sagte, daß Gott mich nicht gesandt hat. Die Wahrheit ist: Gott sandte mich.“

Aber auf dem Gerüst habt Ihr erklärt, Ihr hättet Euch fälschlich gerühmt, daß es die heiligen seien?

„So habe ich nicht verstanden, daß ich tun oder sagen würde. Was in der Schrift des Widerrufs war, verstand ich nicht.“

Als Cauchon den Kerker verließ, fand er Warwick und viele Engländer, die des Ausgangs ungeduldig harrten: „Farewell, farewell,“ rief er ihnen lachend zu, „haltet fröhliche Mahlzeit, es ist getan.“

Eine Rückfällige — Relapse, wie der Ausdruck lautet — verteidigte niemand. Ein einziger wollte ihr eine letzte Gelegenheit zum

Widerruf lassen, drang aber nicht durch. Am 30. Mai sollte das Urteil vollzogen werden. Bis dahin blieb sie 36 Stunden hindurch gänzlich verlassen.

Am Morgen des Hinrichtungstags traten zwei Priester, Peter Maurice und Loiseleur, zu ihr in den Kerker und verkündeten das Ende.

Ihnen legte sie das bereits erwähnte Bekenntnis in bezug auf den König, den Engel und die Krone ab. Ihre Stimmen, „ob gut oder böse, seien ihr wirklich erschienen“. Das übrige überlasse sie der Kirche.

Zwei Dominikaner, Martin Cadvenu und Jean Toutmouillé, kamen jetzt hinzu. Nachdem auch sie, die sie aufrichtig bemitleideten, ihr vom nahen Tod am Scheiterhaufen sprechen mußten, überkam sie der trostlose Schmerz der gepeinigten Natur: „So grausam und entsetzlich soll mein rein bewahrter, niemals besleckter Leib heute noch verzehrt und in Asche verwandelt werden? Ach, lieber würde ich siebenmal enthauptet als so verbrannt. Ach, wäre ich in das Gefängnis der Kirche, der ich mich unterwarf, gebracht und, statt von meinen Feinden, von Geistlichen verwahrt worden, es wäre mir nicht so erbärmlich ergangen! Ich berufe mich auf Gott, den höchsten Richter, wegen der großen Unbill und Ungerechtigkeit, die ich leide.“

Lauchon trat mit einigen andern ein: „Bischof,“ rief sie aus, „ich sterbe durch Euch!“

Sie möge sich fügen, sie müsse sterben, weil sie rückfällig geworden sei, erwiderte dieser. Er

erinnerte sie, wie sie stets gesagt habe, ihre Stimmen würden sie befreien. Nun müsse sie erkennen, daß sie getäuscht worden sei.

Nach dem im wesentlichen übereinstimmenden Zeugnis von sieben Anwesenden, die nach Johannas Tod, am 7. Juni, darüber vernommen wurden, erwiderte Johanna, „sie sehe, daß sie getäuscht worden sei (dégue)“. Auch sie hatte unzweifelhaft ihre Befreiung und den ihr verheißenen Sieg im materiellen, irdischen Sinn verstanden. Obwohl der ehrliche Manchon die Unterzeichnung des Protokolls über diesen Vorgang verweigerte, weil er nicht Zeuge davon gewesen sei, erscheinen Johannas Worte genügend beglaubigt.

Sie dachte aber so wenig daran, ihre Stimmen für erlogen oder von ihr erfunden zu erklären, daß sie am selben Morgen dem Priester Maurice beteuerte, oft, wenn die Kirchenglocken zur Vesper läuteten, habe sie diese Stimmen vernommen und auch die Vision wie von unzähligen kleinen Dingen — Engeln — gehabt. Er möge ihr sagen, wo sie am Abend sein werde? „Setzt Ihr nicht Euer gutes Vertrauen auf Gott?“ tröstete der Priester. „Ja, und mit Gottes Hilfe werde ich im Paradiese sein.“ Die Schleier fielen, sie erkannte, daß sie mißverstanden habe: ihr Befreier war der Tod.

Sie blieb jetzt mit Bruder Cadvenu allein und beichtete ihm. Dann bat sie um den Leib des Herrn. Cadvenu schickte zu Cauchon, der



keine Schwierigkeiten machte. Nach kirchlichem Recht reichte man die Kommunion nur solchen, die Buße taten und widerriefen. So wurde der Empfang der Hostie das Zeichen der Schuld.

Sie brachten das Sakrament in feierlicher Prozession, unter Gesang von Litaneien, bis zur Schwelle des Gefängnisses. Dort wurde es Ladvenu auf einer Patene und so unehrerbietig gereicht, daß er Einspruch erhob. Im Frauenkleid empfing Johanna zum erstenmal in Rouen die Kommunion, als Wegzehrung vor dem Gang zum Tode.

Man zog ihr ein langes, schwarzes Gewand, wie die Inquisition es vorschrieb, über und stülpte ihr eine Mitra, d. h. eine spitze Mütze auf. Sie trug die Aufschrift: „Häretikerin, Rückfällige, Apostatin, Götzendienerin.“

Unter starker Bedeckung englischer Soldaten, an ihrer Seite Ladvenu, wurde Johanna von dem Schloß nach dem alten Marktplatz in Mitte der Stadt Rouen gebracht. Die Strecke betrug einige hundert Meter. Es war 9 Uhr morgens, als sie dort anlangte. Drei Gerüste standen bereit, eines für den Gerichtshof, das zweite für auserwählte Zuschauer; auf das dritte, allen weithin sichtbar, wurde Johanna gestellt. Land- und Stadtvolk, darunter viele Engländer, füllten den Platz, denn seit mindestens 24 Stunden wußte man von dem bevorstehenden Schauspiel.

Nicolas Midi predigte über den Text: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle andern mit ihm.“

Als er geendigt hatte, empfahl Cauchon der Jungfrau zum letztenmal das Heil ihrer Seele. Hierauf verlas er das Urtheil. Da sie niemals ernstlich bereut habe, sondern zu ihren Sünden zurückgekehrt sei, wie der Hund zu seinem Auswurf, so spreche das Gericht sie in den Kirchenbann und überliefere sie dem weltlichen Arm. Diesen weltlichen Arm vertrat der Bürgermeister von Rouen, der in seiner Aufregung die Worte nicht fand, oder doch so undeutlich murmelte, daß nur der Henker verstand, er habe seine Pflicht zu tun.

Ihm wurde Johanna jetzt eingehändigt. Sie brach das Schweigen und bat inständig die sie umgebenden Priester, Messen für ihre Seele zu lesen. Ihre letzte irdische Sorge galt noch einmal dem König: was sie getan habe, ob gut oder böse, sei allein ihr Werk gewesen, ihn treffe keine Schuld. Tränen strömten ihr über die Wangen, aber kein Zeichen von Schwäche trübte die Größe ihres Sterbens. Vielmehr sprach sie laut und vernehmlich: „Ach Rouen, ich fürchte sehr, du werdest für meinen Tod zu leiden haben.“

Am Fuß des Scheiterhaufens kniete sie nieder und betete inbrünstig. Dann verlangte sie ein Kreuz. Es war keines zur Stelle. Ein Engländer machte schnell ein solches aus zwei Holzstücken zurecht. Sie empfing es aus seiner Hand, küßte es ehrfürchtig und verbarg es in den Falten ihres Gewandes. Auf ihre Bitte holte

Bruder Isambart ein Kruzifix aus der nur wenige Schritte entfernten Erlöserkirche, damit sie, während der letzten Qual, ihre Augen auf das Bild des Gekreuzigten heften könne. Sie bedeckte es noch mit Küssen und Tränen und flehte zu Gott, zu dem Heiland, zum hl. Michael, zur hl. Catharina. Der Kardinal von Winchester, sogar Cauchon, viele andere weinten. Es gab aber auch solche, die fanden, daß man Zeit verlor, und zur Eile drängten.

Sie bestieg den hoch aufgeschichteten Scheiterhaufen und wurde an einen Pfahl gebunden. Da weder sie noch die meisten der Anwesenden lesen konnten, nahmen nur die Kleriker von einer Inschrift auf besonderer Tafel am Fuß des Schafotts Kenntnis, die in langer Reihe beschimpfende Aufzählungen der Verbrechen der Jungfrau enthielt. Isambart de la Pierre und Martin Cadvenu waren ihr auf den Scheiterhaufen gefolgt und standen ihr noch tröstend zur Seite, als schon die Flammen emporzüngelten.

Sie ermahnte sie selbst, zu gehen, aber ihr das Kruzifix solange als möglich vor Augen zu halten. Das letzte, was sie von ihr vernahmen, war die Beteuerung der Wahrheit ihrer Stimmen, die Anrufung des Erzengels, der sie ausgesandt hatte, um Frankreich zu retten. Aus dem lodernden Brand und dem feurigen Grabe drang allen vernehmlich ein Schrei: „Jesus, Jesus!“

\* \* \*

Den toten, entblößten, noch nicht ganz verzehrten Leib ließ der Henker, das Feuer zurückdrängend, der Menge sehen, um jeden Zweifel an der Vollziehung des Urteils zu heben. Dann ergriffen die Flammen, was noch sterblich war von Johanna d'Arc, und die Asche, heißt es, wurde in die Seine geworfen.

Nur das Herz, so erzählte der Henker den beiden Dominikanern am selben Nachmittag, habe er nicht verbrennen können, obwohl er Schwefel und Holzkohle anwandte. Er klagte, daß sie grausamer als andere, die er so gerichtet habe, zugrunde gegangen wäre, und daß er die ewige Verdammnis fürchtete, weil er eine heilige verbrannt hätte. „Ich wollte, meine Seele wäre da, wo ich glaube, daß die Seele dieser Frau ist,“ rief weinend ein Beisitzer des Prozesses, der ihr nicht günstig gesinnt gewesen war. Ein Engländer, der sie so haßte, daß er Reißig in die Flammen werfen wollte, hielt erschrocken ein, weil er eine weiße Taube zu sehen glaubte, die sich aus den Gluten schwang. „Wir sind alle verloren, eine heilige ist es, die wir verbrannten,“ klagte der Sekretär des englischen Königs. Manchoy konnte sich einen Monat später noch nicht fassen und kaufte mit einem Teil des für den Prozeß erhaltenen Geldes ein Missale, um stets für die Jungfrau darin zu beten. Die Venezianer erhielten Morosinis Berichte aus Slandern, aus denen hervorgeht, daß die öffentliche Meinung über die Ereignisse in Rouen nicht

unrichtig informiert war, aber sie allein wissen von einem bitteren Schmerz Karls VII. und seinem Schwur, die Jungfrau zu rächen. Der andere König, Heinrich VI., berichtete im Juni und in offiziellen Briefen dem Kaiser, den christlichen Fürsten Europas, den Städten Frankreichs, den Prälaten und Herren das Urteil und die Hinrichtung der Pucelle. Dem Papst und den Kardinälen schrieb die Universität Paris und deckte sich mit der Lüge, der höchsten Autorität und dem Konzil habe die Jungfrau Unterwerfung verweigert und auf Gott allein sich berufen. Nach 463 Jahren, 1894, in dem Dekret, durch welches Leo XIII., und zwar auf Ansuchen des Bischofs von Orleans, die Seligsprechung der Jungfrau einleitete, hat der Papst dieser Behauptung der Universität Paris eine andere entgegengestellt. „Die Pucelle,“ so heißt es im Dekret, „ist dem Feuertod durch den Urteilspruch von Richtern überliefert worden, die mit dem schismatischen Konzil von Basel paktierten.“ Nun trat aber das Konzil erst 1437, von Basel nach Ferrara und dann nach Florenz verlegt, ins Schisma; 1431 lobten zwei Päpste die Universität Paris wegen ihrer Orthodorie; einer derselben, Eugen IV., bezeugte 1432 noch ganz besonders jene Cauchons.

So erfuhr die Jungfrau, die von Theologie nichts wußte, als was Stimmen aus dem Paradiese ihr von Gott erzählten, das eigentümliche Schicksal, daß bis in unsere

Tage Theologie und Kirche ihren Namen mit theologischen Gegensätzen in Verbindung bringen.

## Die Rehabilitation von Johanna d'Arc.

Nach dem Tode der Jungfrau tobten in Frankreich noch fast zwei Jahrzehnte lang die Schrecken des Hundertjährigen Krieges, aber er wechselte seinen Charakter. Mit Ausnahme der Guyenne, die auch nach der späteren Wiedereroberung durch die Franzosen englisch gesinnt blieb, wurde die Vernichtung der englischen Herrschaft eine nationale Sache.

Seit dem Mord von Montereau hielt Philipp der Gute nicht nur die französische Monarchie in Schach; seine Allianz mit England war die Bürgschaft, durch die Frankreich in englischer Abhängigkeit blieb. Auf die Wiedergewinnung Burgunds blieb daher Karls Politik gerichtet. Den entehrenden und nutzlosen Versuchen, sie 1430 durchzusetzen, war die Jungfrau geopfert worden. Kurz nach ihr, 1432, starb Burgunds Schwester, die Herzogin von Bedford. Ihr mächtiger Gemahl folgte ihr 1435 in das Grab. Philipp den Guten hielten jetzt keine Familienrücksichten mehr auf englischer Seite. Wohl aber drängte ihn die feindselige Haltung des Kaisers, der sich mit Karl gegen den Übermächtigen verbündete, zum Abschluß des Friedens. Unter

Blennerhassett, Jungfrau von Orleans.

14

harten und demütigenden Bedingungen für den französischen König kam dieser Friede durch den Vertrag von Arras 1435 zustande. Ein Jahr später ergab sich Paris dem Connetable von Richemont; das Herz Frankreichs, die Ile-de-France, wurde zurückerobert. Heinrich VI. forderte nichts mehr als die Anerkennung seiner Souveränität über Guyenne und Normandie, die er nicht erhielt, aber Karl willigte darein, ihm René d'Anjous Tochter, Margarethe, zur Frau zu geben. Diese Heldin von Shakespeares Königs- tragödien sollte an der Seite ihres edlen, un- glücklichen Gemahls, den der Wahnsinn seines Großvaters Karl VI. umnachtete, die Anarchie, dann die Rosenkriege und den Untergang ihres Geschlechtes erleben. Inzwischen führte die Er- schöpfung der Gegner und das namenlose Elend der Bevölkerungen wenn nicht zum ersehnten Frieden, so doch zum Abschluß eines Waffenstill- standes. Er währte von 1444 bis 1449 und gönnte Karls Regierung Zeit, Verwaltung und Heer zu reorganisieren. Als der Friede abermals nicht zustande kam, wurde zuerst die Normandie, dann 1453 die Guyenne zurückerobert. Nur das von Johannes altem Gegner, Talbot, helden- mütig verteidigte Calais blieb noch lange eng- lischer Besitz.

Damals befehligte Karl seine Heere persönlich. Die Annahme, als sei er in den Armen seiner schönen Maitresse, Agnes Sorel, zum König erstarkt, ist längst irrig befunden worden. Die erste der

großen Favoritinnen in der französischen Geschichte kümmerte sich nicht um Politik und starb bereits 1450. Aber sie erhielt Nachfolgerinnen, und mit ihnen glitt Karl in die Gasse. Der fromme, keusche „gentil Dauphin“ von 1429 endete als Wüstling, der vor dem Verrat des eigenen Sohnes zitterte.

Regnault de Chartres war tot. Den bösen Genius des Dauphin, La Trémouille, hatte 1433 das verdiente Schicksal erreicht. Unter des Königs Dach wurde ein Mordversuch auf ihn gemacht; er kam zwar mit dem Leben davon, blieb aber in Verbannung. D'Alençon, der gentil Duc von einstmals, übertraf die schlimmsten seiner Zeitgenossen durch die Skandale seines Privatlebens, trieb mit den Engländern Verrat, wurde 1456 durch Dunois festgenommen, zum Tod verurteilt, aber von Karl VII. begnadigt. Als sein Gefangener im Schloß zu Loches wartete er auf die Thronbesteigung des Dauphin, seines Paten und Mitschuldigen.

Richemont, Karl von Anjou, der weise und verlässige Dunois, lauter entschlossene Patrioten, lenkten den König. Seit 1450 und der Rückeroberung der Normandie herrschte dieser wieder über Rouen, dessen Rechtslehrer und Theologen ihn vor der ganzen Christenheit einen Häretiker, Schismatiker, Beschützer und Mitwisser einer Hege genannt hatten. Das forderte Rechenschaft. Karls Interesse begegnete sich mit seiner Pflicht. In solchen Fällen tat er sie, wobei nicht ausge-



schlossen ist, daß auch Reue hinzutrat. Der Theologe Guillaume Bouillé wurde beauftragt, die Prozeßakten durchzusehen und Zeugen zu vernehmen. Bouillé veröffentlichte eine Denkschrift „zur Verherrlichung des Königs und des Hauses Frankreich“. Darin heißt es:

„Zu Ehren des allerchristlichsten Königs darf der für die königliche Krone entehrende, skandalöse und abscheuliche Urtheilsspruch nicht mit Stillschweigen übergegangen werden, den des Königs Feind, der Bischof von Beauvais, zu dessen Beschämung erließ. Welcher Flecken viele auf den Thron, könnten unsere Gegner künftige Geschlechter überzeugen, daß der König eine Häretikerin und Teufelsbeschwörerin in sein Heer aufnahm.“

Der Erzbischof von Rouen und Kardinal-Legat, d'Estouteville, dann Bréhal, Inquisitor von Frankreich, setzten 1452 die Nachforschungen und Verhöre von 22 Zeugen fort.

Mit wenigen Ausnahmen waren Johannes schlimmste Gegner nicht mehr am Leben. Cauchon, von den Engländern mit dem Bistum Lixieux abgefunden, baute in bitterer Reue eine Sühnekapelle zum Andenken der Jungfrau und starb, vom Schlag getroffen, unter den Händen seines Barbiers. Seinen Helfershelfer, d'Estivet, fand man tot in einer Kloake. Midi, den Prediger von Saint-Ouen, der den König beschimpft hatte, raffte die Lepra hinweg. Von Loiseleur wird berichtet, englische Soldaten hätten ihn vom Karren der Jungfrau gerissen, als er sie auf

dem Weg zum Tode verzweifelt um Verzeihung bat. In Basel, auf dem Konzil, starb er eines plötzlichen Todes. Der Vize-Inquisitor blieb spurlos verschwunden. Über Tote war es leicht genug, den Stab zu brechen. Zur Aufhebung von Johannas Urteil bedurfte man des Papstes. Nikolaus V., der seit 1447 regierte, verweigerte sie.

Ein neuer Papst, Calixt III. Borgia, hoffte dennoch, Karls Hilfe für den Kreuzzug zu gewinnen, den er nach dem Fall Konstantinopels plante und der einst Johanna als Abschluß ihrer Sendung vorgeschwebt war. Ein römischer Jurist und Theologe, Theodor de Seliis, überreichte dem Papst eine Widerlegung der 12 Artikel und verteidigte Johannas Rechtgläubigkeit auf Grund ihrer Berufung an den Papst und an das Konzil. De Seliis schrieb im Auftrag des französischen Kardinal-Legaten d'Estouteville, dem es hauptsächlich zuzuschreiben ist, daß Calixt III. 1455 die Einleitung des Rehabilitationsprozesses genehmigte.

Aus politischen Erwägungen, mit Rücksicht auf England, erschien es Karl VII. angezeigt, ihn nicht im eigenen Namen, sondern in jenem der Familie d'Arc zu führen.

Auch diese hatte seit 1431 die verschiedensten Schicksale erfahren. Johannas Vater starb bald nach ihr. Der älteste Sohn, Jacques, lebte noch einige Zeit mit der Mutter in Domremy, wo seine Spur verschwindet. Der zu Compiègne mit Johanna gefangene Bruder, Pierre, erhielt erst nach mehreren Jahren die Freiheit um den Preis

eines Lösegeldes, das er mit der Mitgift seiner aus Domremy gebürtigen Gattin zahlte. Der endlich befreite Herzog von Orleans schenkte ihm später eine Insel in der Loire. Der dritte Bruder, Jean, wurde in des Königs Diensten nach 1436 Vorsteher von Daucouleurs und dort 1467 durch den Herzog von Calabrien ersetzt. Sowohl Jean als Pierre d'Arc glaubten 1436, ihre tote Schwester in einer geschickten Betrügerin wiederzuerkennen, und scheinen anfangs in gutem Glauben gehandelt zu haben. Später aber zog Pierre materielle Vorteile aus dem Betrug, der erst 1440 von der Pariser Universität durch Bestrafung der vieler Missetaten schuldig befundenen Urheberin entlarvt wurde.

Am 7. November 1455 erschienen Isabelle d'Arc, jetzt eine Greisin, ihre Söhne Jean und Pierre mit einigen Verwandten und einem der alten Frau beigegebenen Rechtsbeirat in der Pariser Domkirche zu Notre-Dame. Dorthin hatte eine päpstliche Bulle vom 11. Juni Jean Juvenal des Ursins, einen vortrefflichen Mann und Frankreichs ersten Prälaten, zur Revision des Prozesses der Jungfrau berufen. Ihm wurden Jean Chartier, Bischof von Paris, Richard Olivier, Bischof von Coutances, und der Inquisitor Bréhal beigegeben.

Weinend schilderte Isabelle Romée, d'Arcs Witwe, vor diesen Männern und dem versammelten Volk das von ihrer Tochter erduldeten Unrecht. Sie erweckte eine solche Erregung, daß

Richter und Parteien vor dem Volk in die Sakristei flüchten mußten.

Obwohl 1450 und 1452 bereits genügende Beweise zu Johanna's Rechtfertigung erbracht worden waren, mußte die Unparteilichkeit des Gerichtes gewahrt werden. Es erklärte den Fall für schwer, versprach aber seine genaue Prüfung. Paris war jetzt königstreu; von der Jungfrau bewahrten seine Einwohner die Erinnerung an die Schrecken des Angriffs auf das Tor Saint-Honoré, wozu der Eindruck der Entlarvung der falschen Jungfrau kam. Am 18. Dezember, abermals in der Kathedrale zu Notre-Dame, erzählte der Anwalt der Familie d'Arc in langer Lobrede die Geschichte der Jungfrau, die er mit einem heftigen Angriff auf ihre Gegner und dem Ruf nach Gerechtigkeit schloß.

Danach begann der nach Rouen verlegte Rehabilitationsprozeß, bei welchem 150 Zeugen erschienen oder zu Domremy, zu Daucouleurs, zu Orleans, zu Paris, zu Rouen selbst vernommen wurden.

Noch lebten in der Heimat schlichte Freunde Johanna's, der Onkel Laxart, die Frau Le Royer, die sie gastlich zu Daucouleurs beherbergt hatte, so viele andere, die sie geliebt hatten und von ihr geliebt worden waren. Dieselben Fragen begegneten stets denselben Antworten. Im Jahre 1430 hatte man keinen Schuldbeweis gegen sie gefunden. Jetzt gab ihr die Bevölkerung, die

sie noch gekannt hatte, das übereinstimmende Zeugnis eines heiligmäßigen Wandels. Bertrand de Poulengn, Jean de Novелеmpont, der Haushofmeister d'Aulon, ihr einstiger Page Coutes waren ebenfalls noch unter den Lebenden. Diesen einfachen Leuten hatten sich Worte der Jungfrau, die sie selbst von ihr vernommen, so deutlich eingepägt, daß es schien, als höre man sie noch einmal in der urwüchßigen Kraft und knappen Bestimmtheit ihrer Ausdrucksweise.

Prinzen von Geblüt, d'Alençon, der Bastard, jetzt Graf von Dunois, erschienen. Sie hatten eine andere Johanna gekannt, die Heldin des Schlachtfeldes, die Trägerin einer Sendung und Prophetin ihrer Taten. Sie erklärten, daß sie die Jungfrau von Gott gesandt glaubten und Dinge erlebt hätten, die sie menschlicher Kraft nicht zuschreiben könnten.

Selbst der alte Gaucourt wurde weich, als er von der „allerärmsten kleinen Hirtin“ sprach, die so keusch und rein geblieben, und bekräftigte Dunois' Zeugnis. Die Leute von Orleans, unter diesen ein Ahnherr der Familie Beauharnais, machten ihren Herzen Luft, erzählten von Johannas Tugenden und wie lieblich die Gespräche mit ihr gewesen seien. Sie verschwiegen wohlweislich, daß selbst in Orleans viele trotzdem Johanna mit einer gemeinen Betrügerin verwechselt hatten. Die Doktoren von Rouen, die Priester, die sie verhört, verwirrt, fünf Monate hindurch an Leib und Seele gepeinigt und dann

zum Schafott gebracht hatten, wälzten die Schuld auf den toten Bischof und die geschlagenen Engländer.

Zum Heil für Johannas Andenken taten es nicht alle, denn gegnerische Zeugnisse wurden die wichtigsten zu ihren Gunsten. Der berühmte Thomas de Courcelles schien plötzlich das Gedächtnis verloren zu haben und konnte sich an das meiste nicht mehr erinnern, aber er gab zu, daß „er glaube“, Loiseleur habe Johannas Beichte gehört; er bezeugte, daß Lohier die Anklage gegen sie in Sachen des Glaubens unerwiesen und er selbst, Courcelles, Johanna nie bestimmt der Häresie schuldig befunden habe. Von der Abschwörungsformel und wie es dabei zugegangen, wollte er, obwohl damals gegenwärtig, wieder nichts wissen und leugnete auch, über die Art der Bestrafung Johannas sich ausgesprochen zu haben. Wir dagegen wissen, daß Courcelles zu den wenigen gehörte, die sie der Folter unterwerfen wollten. Beaupère, der Gesinnungsgenosse Cauchons, behielt den Mut seiner Überzeugung. Er blieb bei seiner Ansicht, Johannas Erscheinungen seien menschlichen und natürlichen Ursprungs gewesen, und berief sich auf den Prozeß von 1430. Aber er bezeugte, daß sie sich der Kirche unterworfen habe und jungfräulich geblieben, aber „sehr subtil, nach Frauenart“ gewesen sei. Zwei oder drei Beisitzer des ersten Prozesses verweigerten, ohne Nachteil für sich selbst, die Teilnahme am zweiten

Prozeß. Die Zeugenvernehmungen beanspruchten den Winter und einen Teil des Frühjahrs, bis Mai 1456.

Die Vertreter der Familie d'Arc erhoben gegen die Entscheidung des ersten Prozesses aus folgenden Gründen Nichtigkeitsklage:

Der Richter, ein geschwornener Feind der Angeklagten, durfte folglich sein Amt nicht antreten.

Die vor Beginn des Prozesses eingezogenen Erkundigungen sind in demselben nicht vorgezeigt worden. Warum? Wenn nicht deshalb, weil sie der Angeklagten günstig waren.

Vor und nach dem Urteilspruch wurde Johanna in einem weltlichen Gefängnis gehalten, obwohl sie vor der Kirche gerichtet und von dieser in Gewahrsam genommen werden sollte.

Die Verweigerung des Advokaten, obwohl die Gesetze der Inquisition vorschreiben, Minderjährigen wenigstens einen Kurator zu stellen.

Die Perfidie der Verhöre, die verwirrende Ungenauigkeit der Fragen, die im verborgenen der Angeklagten zugeflüsterten Ratschläge, um ihr Verderben herbeizuführen.

Cauchons Unterlassung der Eintragung der von den Assessoren an den 12 Artikeln vorgenommenen Korrekturen.

Die Unkenntnis, in der Johanna über den Inhalt der 12 Artikel gelassen wurde.

Die Überfendung der 12 Artikel an die Universität Paris, deren Urteil, ohne Kenntnis der Prozeßfakten und allein auf diesen lügnerischen Auszug begründet, dadurch null und nichtig wird.

Die Weigerung, den Appell der Angeklagten an den Papst anzunehmen, und dennoch zu behaupten, sie habe sich der Kirche nicht unterwerfen wollen.

Die in den Prozeßakten vollzogene Substituierung einer langen Abschwörungsformel, die Johanna nicht kennen konnte, für eine Formel von sechs Zeilen, die ihr allein vorgelegt wurde.

Die Überstürzung und Mangelhaftigkeit des zweiten Urteils, das sie wegen Wiederanlegung der Männertracht rückfällig — relapse — erklärte, ohne die Gründe zu prüfen, die sie vielleicht zwangen, das Männerkleid wieder zu tragen.

Endlich der im Lauf des ganzen Prozesses in die Augen springende Haß ihrer Feinde, die sie, ohne selbst die Verkündigung des Urteils durch den weltlichen Richter abzuwarten, auf den Scheiterhaufen drängten.

Dieser sehr geschickte Angriff gegen die Ungesetzlichkeiten von Cauchons Verfahren nahm einiges als erwiesen an, worüber das Dunkel nie völlig gelichtet worden ist. Im wesentlichen aber war der Standpunkt der Verteidigung unanfechtbar. Es fand sich auch niemand, der dagegen protestiert hätte.

Ähnliche Gründe wie jene, die den Gerichtshof von Rouen veranlaßten, das Urteil von 1431 aufzuheben, stellte der Inquisitor Bréhal in einer langen, dadurch merkwürdigen Abhandlung zusammen, daß auch Bréhal kein Urteil darüber fällen wollte, ob Johannes Visionen böse, ob gut gewesen seien: das bleibe, meinte auch er, Gottes Geheimnis und entziehe sich menschlichem Wissen.

Am 7. Juli 1456 versammelten sich die Richter im großen Saal des erzbischöflichen Palastes. Sie erklärten einstimmig die 12 Artikel,



die den eigentlichen Anlaß zu Johanna's Verurteilung gegeben hatten, für ein Werk der Ungerechtigkeit, Bosheit, Fälschung, Rechtsverletzung und Verleumdung, das allein durch die Bekenntnisse und Aussagen der Jungfrau widerlegt und daher zu vertilgen und auszulöschen sei, als habe es niemals existiert.

Weder an Johanna noch an ihren Hinterbliebenen hatte deswegen eine Makel oder Schuld. Die Rehabilitation der Jungfrau solle an der Stätte, wo sie verurteilt worden und den grausamen Tod erlitten, und auch sonst überall im Reich verkündet werden.

Am nächsten Tag fand auf dem alten Markt zu Rouen eine kirchliche Feier mit Prozession zu ihrem Andenken statt, und an der Stelle, wo der Scheiterhaufen gestanden hatte, errichtete man ein Kreuz.

Bréhal begab sich hierauf nach Orleans, wo eine ähnliche Feier abgehalten wurde. Im folgenden Jahr errichteten die Bürger der Stadt der Jungfrau ein Denkmal, das schöne Bronzefiguren zierten. Es stellte sie selbst vor dem Bild des Gekreuzigten kniend dar und stand auf der neuen Brücke, die sie nicht mehr betrat, aber an derselben Stelle, wo sie am 8. Mai 1429 siegreich, wie sie es verheißen hatte, über die Loire nach Orleans zurückgekehrt war.

Was menschliche Gerechtigkeit noch vermochte, war getan. Sie blieb unvollständig, wie immer.

Das Bewußtsein des Volkes hatte nicht auf

ihren Richterspruch gewartet, um die Gestalt der Jungfrau im Lichtschein des Martyriums zu verklären.

Für ihre Gegner von der angloburgundischen Partei blieb sie ein Werkzeug der Politik und eine Erinnerung des Schreckens. Manche ihrer Chronisten haben dennoch billig über Johanna geurteilt, aber ihre Geschichte des Wunderbaren entkleidet. Die blutdürstige, fluchende, dem Teufel verschriebene, feile Hexe, die in „Heinrich VI.“, dem Drama auftritt, das Shakespeares Namen und einige Züge seines Genius trägt, ist nur der gesteigerte Ausdruck des überlebenden nationalen Hasses gegen die Urheberin der englischen Niederlagen.

Der größte Historiker des katholischen England, Lingard, hat noch im XIX. Jahrhundert jeden Glauben an eine höhere Sendung Johannes abgelehnt. Er spricht „von den geistigen Störungen des unglücklichen Mädchens“, von denen, unseres Wissens, nur der beste der burgundischen Chronisten, Monstrelet, Erwähnung tut. Er schreibt um 1444, Karl VII. habe ihr „nicht viel Glauben geschenkt, und sie für eine in ihrer Gesundheit gestörte Närrin gehalten“.

Auf dieser Fahrt ist nun ein vorwiegend mit naturwissenschaftlichen und medizinischen Problemen beschäftigtes Zeitalter wie das unsrige weitergegangen. Unzählige Schriften und Abhandlungen, von Ärzten, Psychologen und Physiologen haben Johannes Visionen für Sinnes-

täuschungen, für subjektive, innere Wahrnehmungen ohne äußern Gegenstand, für Halluzinationen und Selbstsuggestionen erklärt, die, von gestaltlosen Lichterscheinungen und Schallwirkungen ausgehend, unter der Mitwirkung einer ungebundenen Phantasie bestimmte Gestalt gewannen und die Jungfrau zu Taten befähigten, die unbeegeisterten Kräften unausführbar sind.

Allen diesen Auffassungen fehlt das Beobachtungsmaterial, denn das XV. Jahrhundert wußte von pathologischen Fällen nichts. Die ganz überwältigende Mehrheit der Augenzeugen bestätigt nur die Tatsache, daß Johanna kerngesund war.

Überdies, und das erscheint als das wichtigste, war kein asketischer Zug, keine Neigung zu ekstatischer Schwärmerei bei ihr vorhanden. Sie hielt streng die Kirchengebote, besonders das Fastengesetz, betete viel, fügte aber keine besonderen Bußübungen hinzu, dachte auch nicht daran, der Welt zu entsagen, da sie zu Domremy, oder, wie wir jetzt wissen, zu Orleans ihre Tage beschließen wollte. Das Gelübde der Keuschheit war durch ihre Sendung bedingt. Es fehlt aber jeglicher Beweis, als ob sie, nach Abschluß derselben, sich zur Jungfräulichkeit verpflichtet erachtet hätte.

Kein Anzeichen physischer Erschöpfung begleitete ihre Visionen; vielmehr stärkten diese sie zur Tat und erteilten ihrer Vaterlandsliebe sehr praktische Ratschläge. Daß sie niemals daran

dadhte, Wunder zu wirken, ist ihr von ihren Richtern geradezu zum Verbrechen gemacht worden. Ebenso, daß sie niemals einen Priester, selbst nicht ihre Eltern, zu Vertrauten ihres Verkehrs mit einer andern Welt gemacht hat. Von dem, was wir hypnotische Einwirkungen, Beeinflussung durch irgendeine bestimmte Person nennen, findet sich bei ihr keine Spur.

Völlig der Wahrheit entsprechend, beteuerte sie noch angesichts des Todes, „sie allein sei verantwortlich“.

Ebensowenig lassen sich Anzeichen morbider Zustände, Katalepsie oder Verzückungen bei ihr nachweisen. Die oft benutzte Angabe, sie sei den Gebrechen ihres Geschlechts nicht unterworfen gewesen, stützt sich lediglich auf den Bericht ihres treuen Haushofmeisters Jean d'Aulon, der sich dabei auf Äußerungen von Frauen berief, die Johanna ausgekleidet gesehen hatten. D'Aulon selbst nennt sie schön und wohlgebaut. Ihre unerhörte Widerstandskraft und Leistungsfähigkeit, ihre Mäßigkeit, „worin kein Lebender sie übertraf“, setzten ihre Umgebung immer wieder in Erstaunen. Dieselben Zeugen reden von ihrer sanften Stimme, ihren häufigen Tränen, niemals aber von einem krankhaften Symptom. Vielmehr besaß sie ein heiteres Temperament, und ihr derber Humor hat selbst zu Rouen nicht versagt.

Aber, so entgegnet die moderne Forschung, Halluzinationen, Hellsehen setzen ja nicht immer krankhafte Veranlagungen voraus. Auch normal

angelegte Personen haben solche gehabt, Zukünftiges oder Verborgenes verkündet, Fähigkeiten an den Tag gelegt, die sie im gewöhnlichen Leben nicht besaßen.

Wenn das rückhaltlos zuzugeben ist, so wird auch zugestanden werden müssen, daß bis jetzt Dinge, wie Johanna sie vollbrachte, nicht in den Gesichtskreis moderner Erfahrung getreten sind. „Die Befreiung einer belagerten Stadt, die Niederlage eines Feldherrn wie Talbot, die Wiedereroberung von Provinzen, die Krönung eines Königs, die Wiederherstellung des französischen Staates“ — diese auch durch Äneas Silvius Piccolomini der Jungfrau zuerkannten Taten sind bis jetzt von keinen Medien ausgeführt worden. —

Auch zu Johannas Zeit hat es Skeptiker gegeben.

Unter diesen an Bildung und Bedeutung über alle hervorragend war der eben genannte Äneas Silvius, der als Pius II. 1458 den päpstlichen Thron bestieg. In diesem gelehrten Humanisten, dem Geschichtschreiber und Sekretär des Konzils von Basel, überwog der Staatsmann, nicht der Priester. Er war 1435 als Gesandter des Konzils bei dem Friedensschluß zu Arras und hat das geistvollste, lebensfrischste Bild von der Jungfrau gezeichnet.

Aber an ihre göttliche Sendung glaubte er nicht: „Es läßt sich schwer entscheiden,“ sagt er, „ob ihr Auftreten Gottes oder der Menschen Werk gewesen sei.“

Es bleibt die Frage offen, ob es zulässig ist, ein unmittelbares Eingreifen der göttlichen Vorsehung zur Rettung eines Volkes durch die Niederlage eines andern anzunehmen? Nicht nur politische Gegner, sondern tief religiöse Menschen, für die Gottes Walten über ihr eigenes Leben ebenso unerschütterlich feststeht, wie ihr Glaube an Gott, tragen dennoch Bedenken, ihm eine solche Durchbrechung der natürlichen Ordnung im Gang der Weltereignisse zuzuschreiben.

Und sind denn, so wird weiter gefragt, die Ergebnisse der Kämpfe von damals wichtig genug gewesen, um eine solche Voraussetzung überhaupt zu rechtfertigen?

Darauf läßt sich nur sagen, daß die große Lehrmeisterin der Menschen, die Geschichte, uns die Resultate des hundertjährigen Kriegs in einem wesentlich andern Licht als in jenem zeigt, in welchem die Zeitgenossen sie erblickten. Wo sie nur Sieger und Besiegte sehen konnten, eröffnet sich uns der Ausblick in eine neue Welt.

Die Vertreibung der Engländer aus Frankreich und vom europäischen Kontinent erwies sich nicht als ein Unglück für die Nation, sondern als der Wendepunkt in ihren Geschicken. Das Jahrhundert der Jungfrau war nicht zu Ende und schon hatten die Entdeckungen und Unternehmungen begonnen, die Englands Seemacht und damit sein Weltreich vorbereiteten.

Frankreich, von der Fremdherrschaft befreit,  
Blennerhassett, Jungfrau von Orleans. 15

legte den Grund zu seiner nationalen Einheit und künftigen Größe.

An der Schwelle der neuen Zeit und des neuen Reiches steht Johanna d'Arc. In der Seele dieses einfachen Kindes aus dem Dorf weckten Mitleid und Begeisterung den Glauben an das Vaterland, den Frankreich und sein König verloren hatten. „Es geschah etwas,“ sagt der deutsche Historiker Sichel, „das wir uns aus dem gewöhnlichen Entwicklungsgang der Dinge nicht zu erklären vermögen.“ Wir erkennen nur, daß es ein Werk heroischer Liebe war, daß es gelang, daß der Märtyrertod es besiegelte, aber nicht unterbrach, daß noch über Flammengluten der Lichtglanz der Offenbarungen strahlte: „Was ich tat, habe ich auf Gottes Befehl getan.“

Das Bewußtsein des Volkes hat die Jungfrau heilig gesprochen.

Diejenigen, die ihre Geschichte anders deuten, mögen immer noch mit Hamlet schließen: „Es gibt mehr Dinge in Himmel und Erde, als unsre Philosophie sie träumt.“



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

MAR 18 1919

APR 8 1948

JUN 29 1984

RETD APR 26 1984

30m-6, '14



Frauenleben 176464 CTS200  
(Die jungfrau von Orleans) F7

Mar 2 1912	Fleming	MAR 15 1912	v.9
NOV 23	14 am q	NOV 2 1912	
NOV 2 1912	"	NOV 20 1912	
NOV 25 1912	"	NOV 20	
EP 25 1912	French	EP 25 1912	
MAR 18 1919	Nehre	MAR 22	
APR 8 1948	✓	APR 6 1948	

CTS200  
F7  
v.9  
Frauenleben  
176464  
v.9

UNIVERSITY LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

MAR 18 1919

APR 8 1948

JUN 29 1984

NETD APR 26 1984

30m-6,'14

Frauenleben 176464 CTS200  
(Die jungfrau von Orleans) F7.

Mar 2 1912	Fleming	MAR 15 1912	v.9
NOV 20 1912	Hanna	NOV 2 1912	
NOV 2 1912	"	NOV 20 1912	
NOV 26 1912	"	NOV 20	
EP 25 1914	Egner	EP 25 1914	
MAR 18 1919	Nehr	MAR 22 1919	
APR 8 1948	✓	APR 6 1948	

CTS200  
F7  
v.9  
Frauenleben

176464

UNIVERSITY LIBRARY

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE  
STAMPED BELOW

MAR 18 1919

APR 8 1948

JUN 29 1984

DET D APR 26 1984

30m-6, '14

Frauenleben 176464 CT3200  
(Die jungfrau von Orleans) F7

Mar 2 1912	Fleming	MAR 15 1912	v.9
NOV 2 1912	"	NOV 2 1912	"
NOV 2 1912	"	NOV 20 1912	"
NOV 16 1912	"	NOV 20 1912	"
EP 25 1914	French	SEP 25 1914	"
MAR 18 1919	Nehry	MAR 21 1919	"
APR 8 1942	✓	APR 6 1948	"

*French*  
*Nehry*

CT3200  
F7  
v.9  
Frauenleben  
176464  
v.9

UNIVERSITY LIBRARY

